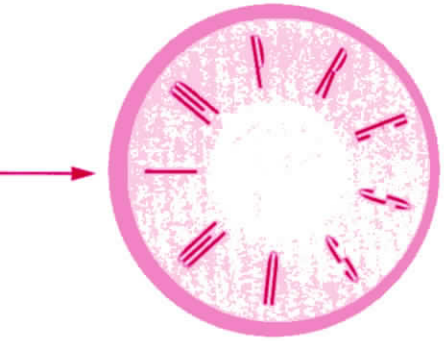
INEIGENER SACHE	*von Annette Männel*	1
FRAU UND SUCHT	Gezähmtes Leben *von Lisa Lugar*	2
FRAU UND SUCHT	Drogenabhängigkeit – *Im Gespräch mit Margit von Annette Männel*	3
FRAU UND SUCHT	Alkoholabhängigkeit – *Im Gespräch mit Martina D.*	7
FEMINISMUS INS PARLAMENT	Warum ich unterschrieben habe *von Christina Schenk*	10
	Frauen schweigen beredt? *von Karla Schulze*	12
	Meine Mutter und Herr Blüm *von Kerstin Herbst*	13
BEWEGUNG	Bewältigte Gegenwart *von Hanna Behrend*	15
FREMDENHASS	Fremdenhaß, der auf dem Boden	17
	des Unverständnisses gedeiht *von Marinka Körzendörfer*	
	Wider die Lagermentalität	18
	und Bequemlichkeit *von Rebecca Schmidt*	
LÄNDERBERICHT	Thüringen *von Sabine Tausch*	20
REPORTAGE	Mein Weg nach Jugoslawien *von Ulrike Bagger*	21
PROJEKTE	Therapieladen e.V., Violetta Clean e.V.	25
TAGUNGEN/KONGRESSE	Frauen in Naturwissenschaft und Technik *von Rita Haase*	26
REZENSION	Antje Doll: „Endlich reden" *von Tatjana Walther*	28
	„Ost"-Lesben von *Leo Tesch*	
BUCHTIP		31
BRIEFE		32
INFORMATIONEN	Mit Filmtips von Chris Karstädt	34



Weibblick — Friedrichstraße 165, O-1080 Berlin, Tel.: 229 26 40, Fax: 229 26 75
Herausgeberin: Unabhängiger Frauenverband, Friedrichstraße 165, O-1080 Berlin
Redaktion/Org.: Annette Männel
Autorinnen: U. Bagger, L. Lugar, Chr. Schenk, K. Schulze, K. Herbst, H. Behrendt, S. Tausch, M. Körzendörfer, R. Schmidt, R. Haase, T. Walther, L. Tesch, A. Männel
Fotos: M. F. Müller, K. Drischner, M.Weber, UFV-Archiv
Graphiken: M. F. Müller, H. Baltzer
Layout & Design: A. Raidt, M. F. Müller, fakta
Satz: fakta (L. Kübelbäck)
Druck: Oktoberdruck
Anzeigenbüro: Friedrichstraße 165, O-1080 Berlin, Tel.: 229 26 40, 229 16 85 Fax: (Ost) 229 26 77
Anzeigenpreisliste kann bei der Redaktion angefordert werden.
Bankverbindung: Berliner Sparkasse, BLZ 100 500 00, Konto-Nr. 4153 81 0504
Der Inhalt der Texte muß nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Wir freuen uns über jedes Manuskript, können aber bei unverlangt eingesandten Texten keine Haftung übernehmen.

IN EIGENER SACHE

Kontinuierlich steigen ErsteinsteigerInnen und KonsumentInnen in den Circulus vitiosus der Drogen. Die sogenannten weichen Drogen wie Haschisch oder die harten Drogen wie Heroin schaffen Räume des Rausches. Von der Sucht gefesselt, wird die Tür nur zum Beschaffen geöffnet. Die Süchtigen müssen in fataler Weise auf die Forderungen ihres Verlangens reagieren und werden dabei oft kriminell.

In welchem Maße hat eine Gesellschaft das Recht zu verfolgen, zu richten? Die derzeitige Drogenpolitik redet sich an der Frage nach einer Legalisierung oder weiteren Kriminalisierung heiß. Jede(r) weiß, daß die „böse" Droge nicht den Menschen benutzt, sondern Menschen die Drogen für sich selber brauchen. Häufig kennzeichnen schwere Kindheiten, sexueller Mißbrauch oder ein gestörtes soziales Milieu deren Biographien.

Für Frauen mit dem Goldenen Arme ist der Preis hoch: 18,4% reguläres Einkommen, 29,8% Prostitution, 34,8% Drogenhandel, 17,1% sonstige Kriminalität.

Mitverantwortlich ist die Gesellschaft in ihrer derzeitigen Form. Ich würde dem Slogan „Prävention statt Konsumtion" folgen, dabei sollte der Besitz von Drogen in kleinen Mengen nicht kriminalisiert werden. Damit würde der enorme strafrechtliche Druck von den KonsumentInnen und von den Abhängigen genommen, die Frauen könnten von dem Strich weg. So muß muß sich die Gesellschaft ihrer Verantwortung bewußt sein – in einem Zeitalter von Aids.

Ein Beitrag über die wohl heimlichsten aller Süchte, die Eßstörungen, wird im nächsen „Weibblick" sein.

In ureigenster Sache – Im letzten „Weibblick" muß die Überschrift des Beitrages von E. Schäfer „Weil ich nicht fühlte, was ich sah" heißen. Und die bisher aus dem UFV-Archiv stammenden Fotos sind von Angelika Wagener. Ich bitte um Entschuldigung.

Annette Männel

Lisa Luger
Dipl.-Pädagogin,
Mitarbeiterin im
FFGZ e.V.

GEZÄHMTES LEBEN

In Anbetracht der ca. 1000 Drogentoten im Jahr in der alten Bundesrepublik wettern Politiker und Medien gegen die illegalen Drogen, wie Heroin und Kokain. Doch weit mehr Menschen sterben an anderen Drogen, die nicht dem Betäubungsmittelgesetz unterliegen. Ihr Tod verbirgt sich hinter Diagnosen, wie Lungenkrebs, Leberzirrhose, Kreislaufversagen.
Nach neuesten Erkenntnissen rechnet man in der alten BRD mit 6 Mio. Nikotinabhängigen, mit mindestens 1 1/2 Mio. behandlungsbedürftigen Alkoholikern und ca. 800.000 Medikamentenabhängigen. Die Dunkelziffern dürften jedoch noch viele höher liegen.
Doch gerade die Medikamentenabhängigkeit wird nicht wahrgenommen bzw. in ihrem Ausmaß und Folgen verharmlost. Zur Zeit schlucken Millionen von Menschen überall auf der Welt die chemischen Wunderpillen. Für die Nerven, um besser schlafen zu können, zur Beruhigung, zur Schmerzlinderung, gegen Angst etc. Dabei sind Gebrauch und Verschreibungspraxis dieser Medikamente nicht gleichmäßig verteilt. Doppelt soviele Frauen wie Männer und viel mehr ältere als junge Menschen greifen zu psychisch wirksamen Medikamenten. Durchschnittlich 20% aller Frauen nehmen regelmäßig solche Medikamente. 70% der Medikamentenabhängigen sind Frauen.
Interessant und zugleich erschreckend ist dabei die Tatsache, daß über 75% aller Medikamentensuchtkarrieren in den Arztpraxen beginnen, wo Schmerzmittel, Schlaf-und Beruhigungsmittel, Abführmittel, Antidepressiva usw. verschrieben werden.
Warum sind gerade Frauen so stark betroffen?
Frauen leiden unter Beschwerden, von denen Frauen kaum berichten: Kopfschmerzen, Migräne, Benommenheit, Schwindel, Kreislaufstörungen, Rückenschmerzen, Nervosität, traurige Verstimmung, innere Unruhe, Angstgefühle und Schlaflosigkeit. Die Ärzte wissen mit den Symptomen ihrer Patientinnen meist nicht viel anzufangen, denn in der Regel liegen diesen Leiden keine organischen Erkrankungen zugrunde. Trotzdem reagieren die Mediziner: Sie diagnostizieren Depressionen, Neurosen und Psychosen (bei Frauen mehr als doppelt so viele wie bei Männern) und behandeln mit der massenweisen Verordnung von Beruhigungs-, Schmerz- oder Schlafmitteln.
Ausgerüstet mit diesen ruhigstellenden, schmerzlindernden Mitteln gehen die Frauen wieder nach Hause oder an ihren Arbeitsplatz. Dort funktionieren sie wieder reibungslos und bewältigen die schwierigsten Probleme. Sie haben den Alltag wieder fest im Griff.
Die Probleme, die Belastungen, die Einsamkeit werden wieder erträglicher.
Doch dies hat einen hohen Preis: die langfristige Einnahme von diesen Medikamenten kann schwere körperliche und psychische Beschwerden mit sich bringen. Die Gesundheit ist ruiniert, die Frau oft abhängig von Medikamenten.
Meist beginnt die Tabletteneinnahme mit einer ärztlich verordneten Niedrig-

dosierung und führt innerhalb relativ kurzer Zeit zur Abhängigkeit.
Dabei sind die Befindlichkeitsstörungen deutliche Hinweise auf Konflikte und haben viel mit der Lebenssituation von Frauen zu tun: konfliktreiche Ehen, Unterdrückung in Familie und Arbeit, Überforderung zwischen Haushalt, Kindererziehung und Beruf oder das Gefühl der Wertlosigkeit und Einsamkeit als Hausfrau usw. Die Auflehnung gegen unbefriedigende Lebenssituationen drückt sich in Beschwerden aus. Schmerzen und Befindlichkeitsstörungen sind im Grunde ein Zeichen für unterdrückte Wut und aufgestaute, nicht ausgelebte Aggressionen. Die Frauen stecken in einem Dilemma: Weil Aggressionen bei Frauen als unweiblich gelten und als hysterisch abgetan werden, müssen sie unterdrückt werden. Statt nach außen richten Frauen die Aggressionen meist nach innen, gegen sich selbst. Die Einnahme von Medikamenten erscheint ihnen oft als einziger Weg, den Ansprüchen der Außenwelt zu genügen und zu funktionieren. Doch durch die längerfristige Einnahme von psychisch wirksamen Medikamenten wird ein eventuell vorhandenes Widerstandspotential gebrochen, die Frauen ruhiggestellt und gezähmt. Eine Veränderung der Situation, die angezeigt wäre, ist nicht mehr möglich. Der Körper gewöhnt sich schnell an die „Wunderpille", um immer den gewünschten Effekt zu erzielen, muß jedoch die Dosis immer weiter erhöht werden. Die Angst vor Entzugserscheinungen und der realen nicht mehr bewältigbar erscheinenden Realität läßt Frauen immer weiter zu diesen Drogen greifen. Die Abhängigkeitsspirale ist im Gang und läßt sich schwer unterbrechen.

Wer an dieser Abhängigkeit verdient ist die Pharmaindustrie. Allein an Psychopharmaka, Beruhigungs-und Schlafmitteln hat die Pharmaindustrie nach Angaben ihres Bundesverbandes im Jahr 1986 einen Umsatz von 777 Mio. DM erzielt. Ein Geschäft, das vor allem auf Kosten der Frauen funktioniert. Frauen bekommen doppelt so viele Tranquilizer verordnet wie Männer. Alljährlich werden drei Milliarden Pillen gegen Schmerzen verkauft. Frauen bekommen fast um ein drittel mehr Schmerzmittel verabreicht. Migränemittel werden zu fast 100% an Frauen verschrieben. Ebenso die unterschiedlichsten Schlankheitsmittel, wie Appetitszügler und Abführpillen, bringen der Pharmaindustrie riesige Gewinne und einen Umsatz von rund 63 Mio.DM den Benutzerinnen schwere körperliche Schädigungen und Abhängigkeit.
Mitverantwortlich an der Medikamentenabhängigkeit sind Ärzte, die anstatt mit einem Gespräch in ihrer Praxis über die Lebenssituation und Überlastung der Patientin über einen längeren Zeitraum mit einem Rezept über beruhigende, einschläfernde, angstnehmende, ruhigstellende Medikamente aufwarten, die z.B. lediglich in einer kurzen Übergangszeit und nur in speziell diagnostizierten Fällen und auch nur dann unter psychotherapeutischer Begleitung gegeben werden dürfen. Ärzte, die permanent diese Drogen an ihre Patientinnen verschreiben, ohne über die Nebenwirkungen und die Gefahr der Abhängigkeit aufzuklären, handeln genauso verantwortungslos wie die Apotheker, die über ihren Ladentisch gedankenlos massenhaft die rezeptfreien Arzneimittel über längere Zeit an ihre Kundinnen abgeben, ohne über die Langzeitfolgewirkungen und Abhängigkeiten zu informieren. Ganz zu schweigen von der Pharmaindustrie, die in gezielter Werbung an Ärzte und Patientinnen ihre Wundermittel anpreist und Nebeneffekte verschweigt oder verharmlost.

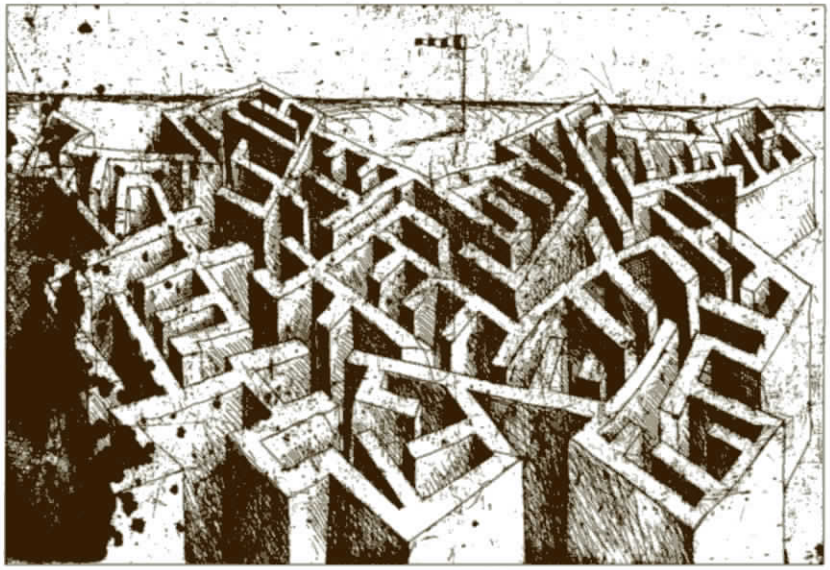
Lesetips:
- Andrea Ernst/Ingrid Füller: „Schluck und Schweigen", Köln 1988
- Valerie Curran/Susan Galombok: „Bunte Pille-Ade!", Berlin 1988

Annette Männel

DROGENABHÄNGIGKEIT

In einer sehr schönen geräumigen Villa in Berlin-Grunewald wohnen derzeit acht drogenabhängige Frauen. Es geht auf den Mittag zu und ein herber Geruch von Knoblauch zieht durch den Flur. Ich höre, daß auch hier mit den Türen geknallt wird. Es ist ein nicht immer einfaches Zusammenleben, denn im gewissen Sinne ist eine jede Frau der anderen Rechenschaft schuldig. Wenn sie fest genug im Cleansein sind, ziehen die Frauen oft von selbst wieder aus, um ihr Leben ohne die anderen meistern zu können. Derzeit stehen noch 25-30 Frauen auf der Warteliste. Ich komme mit Margit – einer ehemaligen Fixerin und derzeitigen Mitarbeiterin bei Violetta Clean – ins Gespräch.

Weibblick: Margit, wie alt bist Du jetzt und in welchem Milieu bist Du großgeworden?
Margit: Ich komme aus dem Arbeitermilieu, bin ein Einzelkind. Meine Eltern waren 42 als ich geboren wurde. Meine drei Schwestern waren gestorben. Ich denke heute, dies spielte eine große Rolle für meinen späteren Griff zur Droge. Ich hatte eine schöne Kinder- und Jugendzeit. Ich war sehr gut in der Schule, beliebt bei meinen MitschülerInnen, ein Musterkind, lebendig und aufgeweckt. Ich bin von meinem Vater sexuell mißbraucht worden. Trotzdem habe ich mich als glücklich empfunden. Mit 17 hatte ich eine Phase von einem halben Jahr, in der ich immer weinen mußte. Ich wußte nicht den Grund und irgendwann habe ich das gelassen. 1968 bin ich mit den „Falken" in ein Zeltlager nach Schweden gefahren und dort das erste Mal mit Haschich in Berührung gekommen. Mir ging es gut. Ich hatte mit 18 mein eigenes Auto, meine Ausbildung als Bürokauffrau beendet.
Weibblick: Wie war dieses erste Erlebnis mit einer Droge?
Margit: Ich habe mich irgendwie immer dagegen gewehrt und konnte nicht richtig verstehen, warum ich das machen sollte. Nur meine Freunde antworteten immer, ich könne nicht mitreden, wenn ich es nicht selber probieren würde. Na ja, und so toll fand ich das nun wirklich nicht. Klar, ein bißchen gekichert – das war schon alles.
Die Clique hat sich dann regelmäßig in Berliner Discos getroffen und gekifft. Alkohol war out.
Weibblick: Der Schritt zur Spritze?
Margit: Meine beste Freundin hatte mir von Spritzen erzählt. Mir machte das Angst und ich habe versucht sie dagegen zu beeinflusssen, ihr es zu verbieten. Als ich aus dem Urlaub mit meinen Eltern wiederkam, hatte sie es probiert. Sie hat davon erzählt – ich fand das nicht gut. Es hat sich auch eine andere Clique gebildet, die von Zeit zu Zeit gedrückt hat. Ich bin mit meiner Freundin mitgelatscht, hab ein bißchen Haschich geraucht, fühlte mich aber außen vor. Ich konnte mich aber von meiner Freundin, also auch von dieser Gefahr nicht lösen.



Weibblick: Was war der Auslöser für Deinen allerersten Druck?
Margit: Meine Mutter verreiste, ich war mit meinem Vater allein. Ich habe mit ihm im Ehebett gelegen – es ist nichts passiert – aber ich hatte unheimliche Angst. Und mein Magen begann maßlos zu schmerzen. Ich dachte, ich hätte eine Fleischvergiftung und bin dann auch ins Krankenhaus. Und dort haben die mir eine Spritze gegeben, die den gesamten Druck mit einem Mal löste – mich frei machte. Die hielt nur vier Stunden an, dann kamen die Schmerzen wieder. Ich wollte dort bleiben, – mußte natürlich nach Hause. Mit der Feuerwehr bin ich wieder hin und da haben die mich als eine Simulantin abfahren lassen, wenn ich daran denke, wird mir heute noch schlecht. Ich war 18 Jahre alt. Ich habe wieder eine Spritze bekommen. Hinterher bin ich zu den Freunden gegangen und habe denen das erzählt. Die meinten, ich hätte doch gleich zu ihnen kommen sollen. Die Spritzen hätten die mir auch geben können. Und ich wäre besser aufgehoben. Dann habe ich es das erste Mal probiert. Und es eingesehen.

Weibblick: Zeiträume?
Margit: Wenn die anderen am Wochenende zur Fete mit Alkohol gegangen sind, habe ich gedrückt. Ein paar Monate, dann habe ich auch in der Woche gedrückt. Da war das alles noch nicht so teuer. Da gabs einen Schuß für 3,-DM, dann fürn Fünfer.
Weibblick: Was habt Ihr für Spritzen genommen?
Margit: Wir hatten nur eine Glasspritze für alle – natürlich haben wir die ausgekocht, aber nach einem halben Jahr bekam ich die Gelbsucht. Das erste Mal ins Krankenhaus.
Weibblick: Haben es Deine Eltern mitbekommen?
Margit: Nein, ich konnte sie immer mit irgendwelchen Erklärungen beruhigen. Sie haben es nicht erfahren, obwohl es die Ärzte gecheckt hatten und ich mit 19 noch nicht volljährig war. Nach der Gelbsucht wollte ich nicht mehr. Ich bin rausgekommen, nach 14 Tagen habe ich dann nur saubere Sachen genommen Morphiumampullen, Tabletten aus der Apotheke. Damals waren ja die Apothekeneinbrüche recht verbreitet und so war immer was auf dem Markt.
Weibblick: Wußten es Deine Eltern noch immer nicht?
Margit: Die hatten es über den Vater meiner Freundin erfahren. Unsere Väter arbeiten gemeinsam. Er hatte das „Spritzen" dann zu Hause völlig verstört vorgemacht. Die sind aus allen Wolken gefallen. Meine Mutter meinte, wir sollten mit dieser „Spinnerei" aufhören.
Weibblick: Erster Entzug?
Margit: Über eine Einweisung in die Psychiatrie. Das war gräßlich. Ständig die „wirklich" Verückten um mich herum, da wirste selbst verrückt. Ich habe alles dran gesetzt, da rauszukommen. Nach drei Wochen war ich wieder raus. Es dauerte nicht lange und ich habe wieder weiter gemacht.
Weibblick: Warum?
Margit: Warum, … ich denke, das hing mit meiner Freundin zusammen. Die hatte weitergemacht. Die brauchte das genauso wie ich. Und ich wollte mit ihr zusammensein.
Weibblick: Hattest Du Arbeit?
Margit: Ich habe die ganze Zeit über gearbeitet. Und auf der Arbeit auch gedrückt. Das ist dann schon aufgefallen. Und ich kam mir auch beobachtet vor, wenn ich dann mit meinem am Körper versteckten Zeug auf die Toilette verschwunden bin.
Weibblick: Wie haben Deine KollegInnen darauf reagiert?
Margit: Eigentlich kaum, die haben sich nur gewundert, warum ich soviel Geld brauchte. Ich hatte Vorschüsse gewollt, Konto überzogen.
Weibblick: Und Dein Verhalten dort?
Margit: Ich war ja dann ständig im „Dschum". Wenn ich was gedrückt hatte, war ich sehr umgänglich, gesprächig und plötzlich so unwahrscheinlich penibel. Meine Arbeiten machte ich so akkurat, daß ich viel zu wenig geschafft habe. Dann die Schläfrigkeit, manchmal ist mir der Kopf auf die Tischplatte gefallen.
Weibblick: Woher hattest Du das viele Geld?
Margit: Ich hatte meine Eltern angeborgt, ihren Schmuck versetzt, bei Verwandten geborgt. Mit einer anderen Freundin, die keine Drogen genommen hat, haben wir dann angefangen Jordanier von Westberlin nach Westdeutschland zu schmuggeln. Ich bin nachts gefahren und tags arbeiten gegangen. Da war ich dann total kaputt. Ich ließ mich krankschreiben und war raus aus der Arbeit. Habe völlig abgebaut, nur noch 38 kg gewogen. Nach einem Jahr war dann Flaute – es kamen keine Ausländer mehr und ich hatte kein Geld mehr.
Weibblick: Du hättest neue Geldwege finden müssen.
Margit: Ja, aber ich konnte irgendwie nicht mehr. Ich war total fertig und konnte mir einfach keinen neuen Dreh mehr ausdenken, oder irgendjemanden anpumpen – das war alles überstrapaziert.
Ich bin dann zu meiner ersten Therapie nach Schweden gefahren, die hat ein 3/4Jahr gedauert. Im Urlaub hier – zurück im heimischen Berlin – habe ich wieder Drogen genommen.
Weibblick: Nach dieser konsequenten Zeit?
Margit: Ja, es war irgendwie klar. Mir hat die Gemeinschaft gefehlt. Ich würde mir wieder was holen.
Weibblick: Bist Du danach wieder hingefahren?
Margit: Ja, nach einer Weile haben wir es dort auch gestanden.
Weibblick: Wo bist Du danach hin?
Margit: Ich bin schwanger nach Berlin in meine alte Wohnung gekommen. Schwanger, keine Arbeit. Ich war nur drei Wochen clean, dann bin ich wieder losgegangen und das erste Mal auf den Strich.
Weibblick: Hast du dieses Kind bekommen?
Margit: Ich hab die Entscheidung vor mir hergeschoben. Meiner Mutter hatte ich es dann gesagt und wir haben die Ärzte nach der Genehmigung für eine Abtreibung abgeklappert. Dann hatte ich die endlich, aber keine Klinik wollte mich mehr nehmen. Ich war im sechsten Monat. Ein Arzt hat es dann mit

Kaiserschnitt geholt. Das war hart.
Weibblick: Und Du wolltest das Kind auch nicht?
Margit: Nein, um Gottes Willen, in meinem Zustand wollte ich es nicht. Ich wußte, auch wenn es da gewesen wäre, ich hätte weiter Drogen genommen.
Weibblick: Wer hat Dir Deine nächste Therapie vermittelt?
Margit: Über eine Freundin habe ich gehört, daß sich die Leute aus Schweden auch in Berlin niedergelassen haben. Und da bin ich wieder hin. Aber ich wollte nach Schweden zu meinem Freund. Bin mit ihm clean nach Kopenhagen. Dort wollten wir heiraten. Aber ich habe mich an den Möglichkeiten der Drogen, die es dort alle gab, völlig heißgeredet. Bis ich mir dann auch wirklich welche holte. Das war dann ne schlime Zeit. Ich bin anschaffen gegangen, mein Zuhause war der Bahnhof, in einer fremden Stadt mit einer fremden Sprache.
Weibblick: Und Dein Freund?
Margit: Der ist auch anschaffen gegangen. Der hat sich um sich, ich habe mich um mich gekümmert. Ab und zu haben wir uns mal gesehen. Das hatte alles keinen Wert mehr. Da war nix mehr.
Dann hat mir meine Mutter Geld für eine Fahrkarte nach Hause geschickt. Ich bin gefahren.
Weibblick: Was hast Du in Berlin gemacht?
Margit: Ich bin nur noch ein bißchen auf die Straße gegangen und habe über einen Kumpel von einem Bordell gehört und bin da hin gegangen. Da hab ich gutes Geld verdient. Das war unter all den merkwürdigen, blöden Umständen relativ gut für mich. Der Club hat dann irgendwann alle Fixerinnen rausgeschmissen. Wenn ich clean sei, könnte ich wieder kommen. Ich habe einen Entzug gemacht und bin danach wieder hingegangen.
Weibblick: Nichts mehr genommen?
Margit: Ich hab wahnsinnig viel getrunken und Tabletten genommen - alles - bis aufs Drücken. Ich habe dort eine Freundin kennengelernt, die hatte nichts mit Drogen zu tun. Wir haben nachts zusammen gearbeitet, tags sind wir schwimmen gegangen. Da konnte ich mich mit dem Alk auch halten. Dann ist sie mal verreist und ich bin wieder umgefallen.
Ich habe mein ganzes Geld verdrückt.
Weibblick: Und bist wieder rausgeflogen?
Margit: Ja, 78 habe ich meine nächste Therapie in Hamburg gehabt. Ich fand das so gruselig, was da ablief. Acht Männer, eine Frau und ich als „Neue" dazu. Ich habe mich dort rausschmeißen lassen. Bin dort einmal ums verbotene Karree gelaufen und mußte gehen. Auf dem Berliner Bahnhof hab ich mir erst mal drei Schnaps geholt.
Weibblick: Wolltest Du auf die Scene?
Margit: Nein, ich habe mich gleich um einen Therapieplatz bemüht. Dort hat ein Ehemaliger immer gesagt, trinkt danach kein Alkohol – laßt die Finger davon. Und danach hab ich immer geguckt, warum trinkst du ... das ließ mit der Zeit auch nach, denn du kannst dich nicht immer so befragen. Hab wieder mit dem Trinken angefangen. Es war relativ normal. Ich hatte wieder einen guten Bürojob. Dort habe ich meinen späteren Mann kennengelernt. Den wollte ich haben. Er hatte eine Freundin und hat mir erst mal eine Abfuhr erteilt. Frust – ich wollte unbedingt Beruhigungstabletten am Zoo – und ich bekam keine. Glücklicherweise kam ein Bekannter, ein ehemaliger Fixer vorbei und hat mich wie fast ein bißchen ausgeschimpft. Und dann bin ich gelaufen, nur weg von dem Ort. Ins Kaufhaus rein, mir die teuersten Fressalien eingepackt – nach Hause, vor den Fernseher und gegessen ... da ging es dann.
Weibblick: Wann habt ihr geheiratet?
Margit: Nach gut einem Jahr war ich schwanger, bekam ein Wunschkind und wir haben geheiratet. 82 wurde meine Tochter geboren. Na ja, ich hatte schon vorher mit ihm meine Schwierigkeiten. Ich habe nicht genug Liebe gekriegt. Ich habe ihm geglaubt, daß er mich liebt, aber es hat mir nicht gereicht. Kein Umarmen zwischendurch, oder mal ein Kuß oder eine Blume ... Und damit habe ich mich rumgequält. Wir hatten noch eine Flasche Valderon. Die habe ich nach und nach leergemacht. Ich fühlte mich wie befreit, unabhängig. Es war mir egal, wann er nach Hause kam. Ich war seelig mit mir allein. Das fand ich super!
Weibblick: Hast Du während Deiner Schwangerschaft aufgehört?
Margit: Ich habe ganz wenig Alkohol getrunken. Nichts genommen. Habe mich verantwortungsbewußt verhalten.
Weibblick: Wie war das dann mit Kind?
Margit: Meine Tochter wurde geboren und plötzlich sah ich all die Liebe meines Mannes für sie, die ich auch haben wollte. Da bin ich vollkommen ausgerastet. Ich war verzweifelt und hatte keine Lust mehr. Dieses schreiende Bündel war mir zuviel. Es war alles umso vieles mehr anstrengend als ich es mir vorgestellt hatte.
Wir hatten unterschiedliche Meinungen zur Erziehung und ich habe dann immer mehr Alkohol getrunken. Ich fühlte mich so gefesselt durch das Kind und

bin, als er einmal zu spät nach Hause kam, einfach in mein Auto gestiegen und losgefahren. Ich wollte drücken gehen. Ich wußte, wenn ich heute was mache, dann mache ich das morgen weiter. Nach viereinhalb Jahren habe ich die Scene in Berlin erst einmal wieder gesucht.

Weibblick: Du hast Deine Tochter da gelassen?

Margit: Ich habe ja erst einmal dort weitergelebt, ich hab dann nach und nach das Sparbuch geplündert. Und immer gedacht – jetzt weiß er es. Ich habe es selber nicht mehr ausgehalten. Ich habe es ihm gesagt. Da ist er ausgerastet. Ich wieder zur Entziehung.

Weibblick: Hat Dich das „Familiäre" aufgefangen?

Margit: Nein. Es ist mir alles nichts mehr gewesen. Ich bin dann wieder anschaffen gegangen. Nach meiner Erfahrung bist du nach dem nächsten Rückfall viel schneller und schlimmer dran als jemals zuvor. Ich hatte nur Glück, daß mich die Polizei nicht erwischt hat.

Weibblick: Wie bist du hierhergekommen?

Margit: Ich bin wieder in die Übergangseinrichtung gegangen, dann ins Krankenhaus und dann zu „Violetta". Hier war ich sechzehn Monate. Hier habe ich immer noch geglaubt, daß, wenn ich clean sei, meine Ehe weiterfunktionieren könnte. Aber er konnte nicht mehr. Ich hätte nur noch heulen können. Irgendwann konnte ich besser auf mich gucken und mich einfach gefragt, was habe ich vermißt, was hätte ich bekommen, was habe ich gebraucht, was habe ich nicht bekommen – und es war gut so.

Weibblick: Hast Du wieder gearbeitet?

Margit: Ja, 5 Monate habe ich in meinem Beruf gearbeitet. Und der hat mir Spaß gemacht. Irgendwann stand mal zur Debatte, wer hier als eine Ehemalige im Projekt arbeiten könnte. Sie haben mich gefragt. Ich habe zugesagt.

Weibblick: Hast Du Kontakt zu Deiner Tochter?

Margit: Sie kam schon während der Therapiezeit zu mir. Jetzt sind wir aller 14Tage für ein Wochenende zusammen.

Weibblick: Weiß Sie von Deiner Sucht?

Margit: Na ja, sie hat den Streit zu Hause mitbekommen und denkt, ich sei krank gewesen. Aber das ich drogenabhängig war, weiß sie nicht.

Weibblick: Wie denkst Du heute über die auslösenden Faktoren Deiner Abhängigkeit?

Margit: Mein Elternhaus. Ich hatte zuwenig Zuwendung, der Mißbrauch , das nicht miteinander reden können. Immer lag eine Spannung in der Luft, Probleme wurden unter der Decke gehalten. Aufgefallen ist mir, daß mißbrauchte Frauen sehr viel häufiger anschaffen gehen als die anderen, die sich das Geld über Brüche zusammenklauen.

Weibblick: Wie ist Deine Meinung zu „Methadon"?

Margit: Ich kenne niemanden, der nur dieses Mittel nimmt. Die Ursachen für Abhängigkeit sind doch auch nicht die Drogen, sondern die Umstände, die dich nach denen greifen lassen.

Weibblick: Jede(r) nach seinem Bedarf?

Margit: Ich halte die radikale Abstinenz für das Beste.

Weibblick: Margit, ich danke Dir für dieses Gespräch.

ALKOHOLABHÄNGIGKEIT

Im Gespräch mit Martina D.

1991 sprach Martina D., Journalistin, alleinerziehend, eine Tochter in einem Rundtischgespräch über ihre eigene Alkoholabhängigkeit

Ich hab schon mit 15, 16 ganz gerne getrunken wegen der Wirkung, aber in Maßen, wenn es dann wirklich mal zu viel war, hab ich wieder die Finger davon gelassen, weil ich so fürchterliche Kopfschmerzen bekommen habe. So richtig eingestiegen bin ich so Anfang 30. Da lebte ich mit einem Mann zusammen, der verdiente wesentlich mehr Geld als sich und hatte grundsätzlich Alkohol im Kofferraum seines Autos. Sekt, Schnaps, Wein und Bier. Es wurde zur Gewohnheit, daß wir tranken. Ich habe immer harte Sachen gern getrunken, Bier habe ich als Alkohol gar nicht akzeptiert, sondern des Geschmacks wegen mal getrunken. Aber bis ich eben Anfang 30 war, konnte ich zu Hause was stehen haben, um Leuten was anzubieten. Dann wurde es zur Gewohnheit, daß wir abends etwas tranken. Einmal in der Woche gingen wir in die Kneipe. Wir haben uns dann auch oft gestritten, waren drei Jahre zusammen. Als die Sache auseinanderging, trank ich einfach weiter, spülte meinen Kummer damit runter. Da trank ich aber frühmorgens gern schon mal einen Schluck, zumin-

dest am Wochenende. Also, dieser Übergang ging bei mir dann ganz schnell. Dann war ich abhängig. Und ich merkte das auch, ich konnte nicht mehr aufhören und trank riesige Mengen. Eine Flasche Schnaps habe ich vertragen, ohne Migräne zu kriegen. Dann ging ich in eine Therapie.
Ja, ich habs gemerkt, Es gab nicht viel zu lesen, aber was mir in die Hände fiel, auch über psychologische Probleme, so was habe ich mir immer reingesogen. Meine Mutter sagte, Mensch, du trinkst viel zu viel. In der Zeit saß ich auch mit Leuten in einem Zimmer, wo gern getrunken wurde, die dann sagten:

„Mensch, sauf nicht so viel." Einmal im Monat hatte immer einer Geburtstag, da wurde viel getrunken, aber auch viel dazu gegessen. Da wurde mir dann klar, daß da was nicht stimmt. Als ich dann in der Therapie war, wurde generell weniger getrunken, da kam dann auch kein Schnaps mehr auf den Tisch. Meine Wochenenden in der Zeit waren so, wenn Schnee lag, bin ich Ski laufen gegangen und wußte genau, ich geh auf dem Rückweg an der Kneipe vorbei. Jenny guckte Kinderfernsehen zu Hause. Und in der Waldschenke stand der Schnaps dann aber schon bereit, wenn ich reinkam. Oder ich zog mit meinem Fotoapparat los, oder dem Zeichenzeug und wußte auch an welcher Kneipe ich auf dem Heimweg vorbeigehe.
Bei uns in der Familie wurde überhaupt nicht getrunken, nur wenn Besuch kam, ich muß mit 15,16 schon die Wirkung gespürt haben, wenn ich einen Schluck trinke, brauch ich nicht eine Viertelstunde zu warten, bis ich was merke.
Nicht mehr normal ist es dann, wenn man nicht mehr aufhören kann, wenn man nach dem ersten Schluck das Bedürfnis hat mehr zu trinken. Wenn die Menge ziemlich groß wird. Es gab eine Zeit, da waren für mich fünf Doppelte das höchste der Gefühle, wenn es dann aber zehn sind und man hat am nächsten Tag auch noch keinen dicken Kopf, wenn man keine Flasche mehr stehen sehen kann. Stellst eine hin, falls Besuch kommt, aber wenn der dann kommt, hast du schon die fünfte ausgetrunken. Es spielte auch eine Rolle, was gelesen zu haben und der Hinweis von draußen, mein Gott, ihr trinkt hier zu viel.
Es kommt darauf an, ob man Spiegeltrinker ist, ich bin ja eine Gammatrinker, sogenannter Quartalsäufer, halts auch mal eine Weile ohne aus. Aber der Übergang ist auch fließend, wenn ich am Anfang in einer Therapie gewesen wäre, wäre ich schneller wieder rausgekommen. Ich merke jetzt richtig den Unterschied. Selbst wenn man jetzt nicht trinkt, ich habe zwei Monate nicht getrunken bevor ich wieder eingestiegen bin, das ist so als ob man weitertrinkt. Als ob man die ganze Zeit weitergetrunken hätte. Ich spüre jetzt viel deutlicher die Abhängigkeit. Das ist viel ekelhafter. Ich merke, wie der Alkohol in meinem Körper wütet und ich merke auch diesen Drang viel stärker. Es ist jetzt nicht nur psyschisch – jetzt mußt du schnell noch was trinken. Manchmal ist es nur noch ein Schrei nach Alkohol, das kommt übrigens leider alle drei Monate vor. Wenn man sowas nicht rauskriegt, glaube ich, geht es sehr schnell bergab. Da ich allein lebe, hab ich zu Hause nichts zu verbergen. Auf Arbeit habe ich versucht, möglichst nicht zu trinken, es sei denn, wir tranken alle.
Nach einem Jahr rufe ich Martina D. an. Wir verabreden uns spontan bei ihr zu Hause im Salvador-Allende Viertel, in Berlin Köpenick. An der Tür steht mir eine lachende selbstbewußte Frau gegenüber, die mich mit ihrer jugendlichen Ausstrahlung ins Zimmer bittet. Der Kaffee steht schon bereit.
Weibblick: Martina, wie ist es Dir im letzten Jahr ergangen?
Martina: Ich dachte mir, wer sich einen Job sucht, dem braucht man nicht zu kündigen. So bin ich als Journalistin vom Rundfunk zur SuperIllu gegangen. Als das Blatt dann erschien, na ja … Das war mein alkoholischer Wiedereinstieg. Dort haben wir die Besatzungsmacht so richtig erlebt. Wir wurden überrollt. Das Klima unter den Kollegen war mißtrauisch, mit keinem(r) konntest Du

etwas privater reden. Mir ist es immer schwerer gefallen, früh die Treppen hochzusteigen. Andere OstjournalistInnen sind gleich gegangen. Ich habe angefangen zu trinken. Und flog raus. Der einzige Vorteil davon war mein relativ hohes Arbeitslosengeld, als Alleinverdienerin muß man schon drauf sehen.
Weibblick: War diese „Besatzung" der einzige Grund für Deinen Wiedereinstieg?
Martina: Die Belastung war sehr hoch. Ich konnte mich um nichts Privates kümmern, das hieß Dienst von früh bis gegen 20.00/21.00 Uhr. Meine Tochter kam nicht mehr zum Zuge, ich konnte mich um keine alltäglichen Dinge kümmern.
Weibblick: Du hattest doch einen Arbeitsvertrag.
Martina: Ein ungeschriebenes Gesetz. Es sah besser aus. Die Westkolleginnen hatten alle weder Familie noch Kinder. Und kleine Politik-Small talks gab es eben gar nicht. Die meisten waren so festgefahren oder so desinteressiert oder eben mit Erschwerniszuschlag hier her beordert. Wir wurden uniformiert. Wenn wir OstkollegInnen uns manchmal Artikel vorgelesen hatten und die für gut befanden, erschienen diese dann aus Hamburg umgeschrieben im Blatt.
Weibblick: Hast Du aus Erfahrung mit Alkohol wieder zur Flasche gegriffen?
Martina: Sicherlich, die Erfahrung sitzt ja ein Leben lang.
Weibblick: Angst, wieder abhängig zu werden?
Martina: Die hast du in diesem Augenblick nicht.
Weibblick: Wieviel mehr wurde es?
Martina: Ich war dann den ganzen Tag nicht mehr nüchtern.
Weibblick: Die Reaktion Deiner Tochter?
Martina: Sie ist immer sehr enttäuscht und erleichtert, wenn ich nüchtern bin.
Weibblick: Merkst Du Deine eigene Abhängigkeit?
Martina: Schlimm wird es, wenn du ein Bier abends nicht wegen des Geschmakkes trinkst, sondern als Beruhigung brauchst.
Weibblick: Bist Du zur Entziehung gegangen?
Martina: Ja, für sechs Wochen in eine Tagesklinik. Dann ist irgendwann mal so ein Punkt, wo du in dich hineinschaust – und fragst: Was hast du alles falsch gemacht, was ist in deiner Kindheit abgelaufen – z.B. meine Hörigkeit gegenüber meinen Eltern. Da haste den Trümmerhaufen. Eine Zeitlang hatte ich eine richtige Depression. Da habe ich den ganzen Tag über im Bett gelegen. Heute fühle ich mich kräftig.
Weibblick: Wie bist Du mit Deiner Arbeitslosigkeit zurechtgekommen?
Martina: Erst wollte ich mich sofort auf die Suche machen, doch davon hat mir mein Arzt abgeraten. Und ich habe es dann eingesehen. Dann war es natürlich schwierig, wieder etwas zu finden. In meinem Job nicht gerade aussichtsreich, für etwas ganz Neues fehlte das Geld. Nun habe ich mich zu einer Umschulung als Eurosekretärin angemeldet. Hier rechne ich mir im nachhinein ganz gute Chancen aus.
Weibblick: Wo könntest Du danach arbeiten?
Martina: Ich könnte mir vorstellen, für eine Zeit in die GUS zu gehen. Ich möchte endlich wieder raus.
Weibblick: Wie hast Du dann das letzte Jahr ausgehalten?
Martina: Ich bin viel raus gefahren und habe mir meine Hobbymalerei zur Arbeit gemacht. Ich habe meine Freundeskreis wieder aktiviert und gehe viel zu Ausstellungen, eben an Orte, an denen ich Leute treffen kann.
Weibblick: Gibt es auf Grund Deiner Trinkerei einen Riß in der Beziehung zwischen Dir und Deiner Tochter?
Martina: Man sagt ja, daß Kinder immer zur Mutter halten. Sie hat irgendwann nicht mehr geglaubt, daß ich aufhören könnte. Und ich kann mich an ihr Gesicht erinnern, wenn sie aus der Schule kommt und erleichtert feststellt: „Mutter ist nüchtern, ah, zum Glück."
Aber so ist es schon sehr eng und wir besprechen auch alles gemeinsam ab.
Weibblick: Erfahrungen mit Männern?
Martina: Ich hatte mal eine längere Beziehung, da war Jenny achteinhalb Jahre. Da gab es mächtige Unstimmigkeiten. Er wollte, daß die Eltern immer gemeinsam eine Position vertreten müßten. Und das konnte ich nicht immer tun. So stand ich oft zwischen Baum umd Borke. Und dies war nicht sonderlich gut für sie.
Jetzt habe ich immer mal eine lockere Beziehung. Jenny kann es immer dann nicht leiden, wenn sie spürt, das sich jemand ernsthafter für mich interessiert.
Weibblick: Kannst Du mit jemanden über Deine Probleme reden?
Martina: Mit meiner Familie nicht, die können oder wollen mich nicht verstehen. Zwischen uns gibt es auch keine Wärme. Mein Bruder und ich wurden ausschließlich autoritär erzogen.
Weibblick: Bist Du so stabilisiert, daß Du alleine gut zurecht kommst.
Martina: Ich denke ja.
Weibblick: Martina, ich danke Dir für dieses Gespräch.
Das Gespräch führte Annette Männel.

FEMINISMUS IM PARLAMENT

Christina Schenk
Physikerin, Abgeordnete im Bundestag Bü. 90/Gr./UFV

WARUM ICH UNTERSCHRIEBEN HABE

Inzwischen hat sich zwar die Aufregung etwas gelegt – die zum Teil hysterischen Beschimpfungen haben einer kritischen oder auch hoffnungsvollen Sachlichkeit Platz gemacht –, aber die Neuerscheinung in der politischen Landschaft der BRD mit dem Namen „Komitees für Gerechtigkeit" ist noch immer Gesprächsstoff.
Als mich Gregor Gysi im Juni fragte, ob ich den „Appell zur Gründung von Komitees für Gerechtigkeit" mitunterzeichnen wolle, habe ich eine Weile überlegt und mich dann für die Unterschrift entschieden.
Es kann inzwischen auch von ganz hartgesottenen OptimistInnen – wenn sie denn ehrlich sind – nicht mehr geleugnet werden, daß die Art und Weise, mit der das soziale Großexperiment „Deutsche Vereinigung" mit unerschütterbarer Siegermentalität und daher auch ohne jeden Blick für Erhaltenswertes aus der DDR realisiert wurde, zu einem ökonomischen, sozialen, kulturellen und vor allem auch frauenpolitischen Desaster geführt hat. Statt nun aber massive und vielfältige Gegenwehr zu leisten, flüchten viele in Resignation und Anpassung. Aber unter der Oberfläche kocht es. Es scheint, viele wissen nicht, wie die Wut und auch die Ohnmacht überhaupt noch ins Politische zu transformieren sein könnte. In einer solchen Situation könnte es doch sein, daß es nur einer Art Initialzündung bedarf, um das, was sehr viele bewegt, zu einer politischen Bewegung werden zu lassen – ähnlich wie im August/September 89 der Aufruf einiger weniger zur Massenbewegung „Neues Forum" führte.
Diese Initialzündung sollte nun dieser Appell sein – unterschrieben von einer Reihe bekannter Menschen aus Ost und West. Im „Diskussionsangebot für künftige Mitglieder der Komitees für Gerechtigkeit", das dem Appel beigefügt war, wird die gegenwärtige Situation in Ostdeutschland beschrieben, es werden die Auswirkungen auf das Leben in Westdeutschland benannt und es wird dazu aufgerufen, die Wahrnehmung der eigenen Interessen (wieder) in die Hand zu nehmen und eine Änderung der gegenwärtigen Politik der Bundesregierung zu erzwingen. Dies könnte dadurch geschehen, indem Menschen auf allen Ebenen „Komitees für Gerechtigkeit" bilden, die als Forum des politischen Austausches, der politischen Meinungsbildung dienen und die schließlich per außerparlamentarischem Druck die PalamentarierInnen in die Pflicht nehmen.
Eine weitere Aufgabe der Komitees sollte/könnte es sein, die Einrichtung einer besonderen Körperschaft zu fordern, die quasi die Rolle des durch die Vereinigung weggefallenen Partners des Einigungsvertrages wahrnimmt. Eine solche Körperschaft, als Interessenvertretung der BürgerInnen von Neufünfland, müßte Kontroll- und Initiativrechte erhalten und dafür sorgen können, daß Bundesgesetze und Beschlüsse der Bundesregierung so gestaltet sind, daß sie den Verhältnissen in der Ex-DDR adäquat sind.
Der Appell richtet sich auch an die BürgerInnen Westdeutschlands, denn ihre Situation wird maßgeblich von der in Ostdeutschland abhängen.
Ich habe den Appell unterschreiben, weil ich – trotz einiger Vorbehalte (u.a. gegenüber der Person M. Diestel oder auch gegenüber dem mir doch reichlich nebulös erscheinenden Bergriff „Gerechtigkeit") – der Meinung bin, daß es gut wäre, wenn eine neue demokratische Kraft in der politischen Arena auftauchen würde, die die so ekelhaft saturierte politische Klasse der Immer-Weiter-So-Wie-Bisher-Strategen wenigstens aufschrecken oder – kühnste Hoffnung – vielleicht sogar als wirkliche BürgerInnenbewegung die so verkrusteten politischen Strukturen dieses Landes mit einiger Dauerhaftigkeit und Penetranz attackieren könnte.
Der Schreck, den dieser Appell ausgelöst hat, war tatsächlich heftig und ging quer durch die etablierte politische Landschaft. Mich hat's außerordentlich gefreut, zeigte es doch, daß mit dieser Idee einer Sammlungsbewegung quer zum herkömmlichen Pateienspektrum die Etablierten sich getroffen fühlten in ihrem Anspruch, die Interessenvertretung der BürgerInnen auch des dazugenommenen Ostens zu sein. Die Regierungsparteien wissen jetzt mit Sicherheit, daß nicht alles machbar ist im Osten, was marktwirtschaftlicher Logik entspricht; der SPD ist klargeworden, daß sie im Osten nicht als ernstzunehmende Alternative gehandelt wird und die Partei Bündnis 90 müßte nun endlich begreifen, daß auch sie nicht als die authentische Interessenvertreterin der Ostdeutschen, für die sie sich noch immer hält, angesehen wird. Somit ist ein Teil der Erwartungen, die ich mit

Komitee für Gerechtigkeit

meiner Unterschrift verbunden habe, in Erfüllung gegangen (wenngleich das nun mit meiner persönlichen Unterschrift gewiß nicht viel zu tun hat).
Zur Zeit spielen einige Mutmaßungen und auch Unterstellungen in der Diskussion eine Rolle, von denen schon vermutet werden darf, daß sie mit denunziatorischer Absicht in die Welt gesetzt worden sind:
– „Dies sei keine wirkliche BügerInnenbewegung, sondern eine von oben her installierte Kopfgeburt": Bisher haben sich seit Erscheinen des Appells 35 Komitees sowohl in Ost- als auch in Westdeutschland gegründet, die jeweils autonom sind, d. h. ihre eigene Arbeitsweise selbst bestimmen. Es gibt niemanden, der ihnen gegenüber in irgend einer Weise weisungsberechtigt wäre. Zwecks Informationsaustausch, Koordination von Akitivitäten und auch Vernetzung ist man gegenwärtig dabei, Koordinierungsbüros in den Ländern einzurichten. Die UnterzeichnerInnen des Appells zur Gründung von Komitees für Gerechtigkeit haben, wenn sie nicht selbst einem Komitee angehören, keinerlei Einfluß auf die in diesen Komitees diskutierten Inhalte und von ihnen unternommenen Aktionen. Die Komitees existieren nur so lange, wie die MitgliederInnen selbst es wollen.
– „Die Komitees vertiefen die Spaltung zwischen Ost- und Westdeutschland": Es ist schon eine merkwürdige Logik, die in der Artikulation von Mißständen und Fehlentwicklungen in Ostdeutschland einerseits und in Westdeutschland andererseits die Absicht der Vertiefung der Unterschiede erblicken zu können meint. Abgesehen davon meine ich, daß die Angleichung der Verhältnisse in Ostdeutschland an die Westdeutschlands nicht unbedingt in jeder Hinsicht einen Wert ansich darstellt.
– „Diese Komitees sollen doch bloß für Diestel, Gysi und Co ein neues Sprungbrett in den nächsten Bundestag sein": Dies würde voraussetzen, daß sich die Komitees zu einer Partei umwandeln. Auf der ersten Delegiertenkonferenz Ende August ist nunmehr erklärt worden, daß an derartiges nicht gedacht wird. Ich meine, mit gutem Grund: Die Parteibildung wäre das Ende der Bewegung! Die Existenzform Partei bedingt unausweichlich das Wirksamwerden von eigendynamischen Mechanismen, die zu einer Fixierung auf Wahlen und Wahlchancen führen und alles nur noch unter dem Aspekt sieht, was könnte dies oder jenes für die Wahlchancen bedeuten. Ein solches Denken ist nicht mehr problem- orientiert, sondern nur noch auf Ausbau und/oder Erhalt der Macht konzentriert und verliert damit jede Kreativität, und jede Fähigkeit zum alternativen oder gar systemkritischen Denken.
Es wird mit Sicherheit noch zu politischen Ausdifferenzierungen bei diesen Komitees für Gerechtigkeit kommen - ich glaube nicht, daß ein so breites politisches Spektrum, unter einem Dach zusammengeführt, politikfähig werden kann. Da sind mit Sicherheit noch interessante Entwicklungen zu erwarten – aber diese Komitees für Gerechtigkeit sind ein neuer und interessanter Faktor im politischen Leben dieses Landes, und wir als Unabhängiger Frauenverband sollten schon, so meine ich, offen sein für eine Zusammenarbeit, da wo sie sich anbietet. ♀

FEMINISMUS IM PARLAMENT

Karla Schulze
Eisenbahningenieurin,
Landtagsabgeordnete
in Sachsen/Anhalt

FRAUEN SCHWEIGEN BEREDT

Die Zeichen standen günstig. Von einer Gesellschaft bekam ich das Angebot, bei einer großen Diskussionsrunde zu den Änderungsvorschlägen der Bundesregierung zum Arbeitsförderungsgesetz im Podium zu sitzen. Die Organisatorin stimmte meinen Forderungen zu, auch einige Personen anzusprechen, die gezielt zu den (nicht von der Bundesregierung geforderten) Änderungsvorschlägen, die die Benachteiligung von Frauen im AFG aufheben sollen, sprechen würden. Ich versprach mir davon, daß die Diskussion zum Thema Frauen im AFG etwas mehr Kraft und Gesprächszeit bekommt. Alles war sehr kurzfristig zu organisieren.
Am besagten Abend kam schon vor Beginn der erste Gegenschlag. Der dafür angeheuerte Moderator nahm bei der Auswahl der Podiumsbesetzung wenig Notiz von mir. Das verwunderte mich schon etwas, da ich die erste Landtagsabgeordnete war, die erschien und für das Podium eingeladen wurde. Nach mehrmaligen Nachfragen wurde mir dann mitgeteilt, daß zu viele für das Podium geladen wurden und er somit eine Auswahl durchführen müßte. Ich blickte auf das Podium - und sah nur Männer. Auf meine Nachfrage daraufhin bemühte er sich zu bemerken, „es gehe ja um das Thema". Eben deshalb, antworte ich und eroberte mir einen Platz auf dem Podium. Mit Hilfe der Organisatorin gelang es mir, als einzige Frau zwischen sieben Männern zu sitzen. Der Moderator konnte mich nicht mehr ausschließlich schneiden.
Im gut gefüllten Saal saßen sehr viele Frauen, die frauenpolitische Sprecherin der SPD und die Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Magdeburg, Editha Beier, waren ebenfalls anwesend. Leider reichten diese Voraussetzungen nicht aus, um in ein Gespräch über die Benachteiligung von Frauen durch das Arbeitsförderungsgesetz zu kommen.
Ich hatte die Möglichkeit frauenspezifische Forderungen bekanntzugeben und zu erläutern. Danach kam - Nichts. Die Diskussion uferte weiterhin dahin, daß die ABM für Manager einer ABM-Gesellschaft verlängert werden müssen und daß nur 80% Arbeitszeit für die ABM-Beschäftigten eine Zumutung wären. Es fiel kein Wort über die Bevorzugung von Männern in der Vergabe von ABM. 70% Männer sind zu dieser Zeit in einer AB-Maßnahme gewesen - dies bei einem Anteil von 63% arbeitslosen Frauen und 27% arbeitslosen Männern. Nur Editha Beier ergriff noch einmal das Wort.
Kurz nach diesem Erlebnis mußte ich zu einer Veranstaltung nach Wittenberg. Hier waren Frauen eingeladen, denen Gewerkschafter und Arbeitgeber Rede

und Antwort stehen mußten. Dabei ging es heiß her. Die Frauen nahmen kein Blatt vor den Mund, die Moderatorin brachte alles auf einen Punkt. Zwei verschiedene Bilder, die als fast typisch charakterisiert werden können. In der einen Runde reden sich Frauen viele Probleme vom Herzen und stellen Forderungen. In der Runde mit vielen Männern und genauso zahlenmäßig stark vertretenen Frauen reden Frauen überhaupt nicht über ihre eigenen Probleme. Für meine Arbeit als Landtagsabgeordnete ist es wichtig, daß in jeder Stadt oder Gemeinde die Situation von Frauen thematisiert wird. Dies kann es aber nur dann werden, wenn viele Frauen darüber sprechen. Ich habe keine Chance im männerlastigen Parlament, wenn ich nicht auf öffentliche Forderungen von Frauen verweisen kann und es die Mehrzahl der Abgeordneten nicht einmal hautnah zu spüren bekommt.
Ein Beispiel dafür ist das sachsen-anhaltische Kindertagesstättengesetz, das den Rechtsanspruch des Kindes von 0-12 Jahren auf einen Kindertagesstättenplatz festschreibt.
Hier waren so viele Frauen wie nie zuvor aktiv. Die Besonderheit lag im Übereinstimmen der Interessen: Die Erzieherinnen kämpften um ihre Arbeitsplätze und die Frauen, auch wenige Männer, um die Kinderbetreuung. Beiden Teilen war der Arbeitsplatzverlust bewußt.
Das Thema, wie bringe ich Frauenthemen in männerdominierte Kreise, erscheint mir sehr wichtig in Hinblick auf die Durchsetzbarkeit von Forderungen. Deshalb möchte ich anregen, auf unseren UFV-Kongress innerhalb einer Arbeitsgruppe darüber zu sprechen und Strategien zu entwickeln.

Kerstin Herbst
Historikerin,
Mitarbeiterin
der Fraktion Bü. 90/Gr./UFV

Meine Mutter und Herr Blüm

Oder: Was will uns der Entwurf der jüngsten AFG-Novelle zumuten?

Meine Mutter, die eine gescheite Frau ist, war Lehrerin in der brandenburgischen Landeshauptstadt. Den größten Teil ihres Erwerbsarbeitslebens, nämlich knapp dreißig Jahre, verbrachte sie unter DDR-Verhältnissen, das letzte Zehntel dann als Ossi-Lehrerin im Beitrittsgebiet. Eines schönen Tages, und dieser schöne Tag lag für sie mitten im Schuljahr, entschloß sie sich, in den Vorruhestand zu treten, diesen Schritt mit nicht zitierfähigen Worten begleitend. Sie tat es freiwillig, niemand und nichts (außer ihrem eigenen Frust) hatte sie dazu gedrängt. Seitdem lebt meine Mutter von ihrem mäßig, aber regelmäßig eingehenden Vorruhestandsgeld; sie ist heiter und ausgeglichen, schläft ohne Alpträume (Meute verfolgt mich, ich will fliehen und komme nicht von der Stelle) und knirscht im Schlaf nicht mehr mit den Zähnen, wozu ich sie angesichts dessen, daß die permanenten Blüm-Seehoferschen Gesundheitsreformen Zahnersatz nicht eben billiger machen, nur beglückwünschen kann.
Aber hier soll es weder um das Schulsystem in Brandenburg noch um das jüngste Gesundheitsreformpaket gehen, und leider war das scheinbar einvernehmliche Ausscheiden vieler jetziger VorruheständlerInnen aus ihren Arbeitsverhältnissen durch knallharten Druck „der Verhältnisse" und der Arbeitgeberseite zustandegekommen. Viele der Älteren fühlen sich eher schlecht als gut.
Es ist die Rede von einer anderen Norbert Blümschen Hervorbringung, von dem unter dem 27.6. dieses Jahres datierten Entwurf der 10. Novelle des Arbeitsförderungsgesetzes. Wäre die Novelle bereits in Kraft, hätte der Eintritt in die Vorruhe für meine Mutter unter den geschilderten Umständen folgende Konsequenzen gehabt: Da es in Brandenburg durch das Birthler-GEW-Modell (damit alle bleiben können, arbeiten alle mit verminderter Stundenzahl für 80 % BAT Ost) keine Bedarfskündigungen gibt, hätte sie gegenüber dem Arbeitsamt keine ökonomische Zwangslage ihres Arbeitgebers für ihren Schritt geltend machen können. Das würde bedeuten, daß sie eine Sperrfrist von bis zu 25 % ihres zeitlichen Anspruches auf Arbeitslosengeld auferlegt bekäme – bei ihrem Höchstanspruch von 32 Monaten also 8 Monate. Dabei hätte Mutter noch

Glück, daß sie nicht mit einer Abfindung ausgeschieden ist, denn in diesem Falle hätte sie nach der Sperrfrist erst den „Anteil an Arbeitslosengeld" in ihrer Abfindung aufzehren müssen. Wenn der Entwurf ohne Korrektur den Bundestag passiert, wird es Jahre dauern, ehe bestimmte Gruppen von Erwerbslosen einen Pfennig Geld sehen.
Mit der Verschärfung der Vorruhestandsregelungen möchte Herr Blüm 100 Millionen DM einsparen (es ist dies nicht der größte Sparposten). Außerdem sollen eine „schleichende Herabsetzung" des Rentenalters verhindert und die Rentenkasse geschont werden.
Was hält Herrn Blüms Novellenentwurf noch für uns bereit, und was würde den Frauen, ob sie in den neuen oder den alten Bundesländern wohnen, besonders auf die Füße fallen?
Die Bundesregierung hat der Bundesanstalt für Arbeit für 1993 den Zuschuß aus Steuergeldern in Höhe von 6 Milliarden DM gestrichen, und deshalb soll zunächst einmal kräftig, nämlich 5,2 Mrd. DM, gespart werden. Die größten Posten: Streichung der „Eingliederungsleistungen" für AussiedlerInnen (1,7 Mrd. DM; hierfür hätten, wenn überhaupt, in Zukunft die Länder und Kommunen aufzukommen), Einsparungen bei der Förderung von Fortbildungs- und Umschulungsmaßnahmen (1,5 Mrd. DM), Verschärfung der Förderbedingungen bei AB-Maßnahmen u.a. durch Festsetzung einer Regelarbeitszeit von 80 % und einer Höchstentlohnung von 90 % (800 Millionen DM), die Kürzung des Einarbeitungszuschussen von 70 auf 30 % des Tariflohnes sowie Leistungskürzungen bei der beruflichen Rehabilitation Behinderter.
Darüber hinaus möchte die Bundesregierung für 1993 die Zahl der ABM-Plätze für Gesamt-Deutschland auf 300 000 begrenzen. Zum Vergleich: Im Juli befanden sich allein im Beitrittsgebiet knapp 389 000 Menschen in ABM. Unter diesem hausgemachten (vor allem durch die Unfähigkeit der Regierung) Spardruck wird sich natürlich der Zusatz im § 2, daß Frauen entsprechend ihrem Anteil an der Gesamtarbeitslosenzahl gefördert werden „sollen" (!), trefflich verwirklichen lassen ...
In der bisherigen öffentlichen Debatte der AFG-Novelle hat noch niemand so recht zur Kenntnis genommen, daß der berüchtigte § 103 (Kopplung der „Verfügbarkeit" von Frauen für den Arbeitsmarkt an den Nachweis von Kinderbetreuungsmöglichkeiten) weiter mitgeschleppt werden soll. Zwar gibt es seit dem letzten Herbst eine interne Orientierung, ihn nicht mehr anzuwenden. Diese Orientierung scheint jedoch zumindest den Ostberliner Arbeitsämtern VI und VIII noch nicht zur Kenntnis gelangt zu sein, denn dort wird viel und gern mit dem 103er operiert.
Der Novellen-Entwurf sieht – diskret verborgen – gravierende Verschlechterungen der Stellung der/des einzelnen gegenüber dem Arbeitsamt vor.
1. Die Orientierungskurse für Berufsrückkehrerinnen nach § 41 a sollen wegfallen. Diese Kurse, so kritikwürdig ihre Durchführung bei „normalen" Bildungsträgern auch immer gewesen sein mag, waren im Beitrittsgebiet auch von vielen „normal" arbeitslosen Frauen belegt worden. Sie intendierten wenigstens eine relativ arbeitsamtsunabhängige, auf die individuelle Lage der einzelnen Frau eingehende Beratung. Nach einem Wegfall würden diejenigen Frauen-Bildungsträger in Ost und West, für die 41 a-Maßnahmen eine wichtige Säule ihrer Arbeit gewesen sind, in arge Schwierigkeiten geraten.
Was bietet uns Herr Blüm als Ersatz? Sein Ministerium hat offensichtlich eng mit den EntwerferInnen des Gruppenantrages zum § 218 zusammengearbeitet, denn der Novellen-Entwurf plant **2.** eine „Pflichberatung" jeder und jedes Arbeitslosen durch die ArbeitsberaterInnen. Es ist wohl vorauszusetzen, daß letztere – bei allem vorausgesetzten guten Willen – weder fähig noch in der Lage sein werden, arbeitslosen Frauen verwertbare Erkenntnisse über die individuellen Berufschancen, richtiges Bewerbungsverhalten usw. zu vermitteln.
3. Nicht genug, daß die für F/U-Maßnahmen bereitgestellten Mittel in Größenordnungen zusammengestrichen werden sollen, auch die Zuweisungsmodalitäten sollen mit dem gutgemeinten, aber folgenlosen Appell, daß die Unternehmen „stärker gefordert" seien, verschärft werden. Allein der/die ArbeitsberaterIn hätte die Befugnis zu entscheiden, wer in welche Maßnahme vermittelt wird. Als Kriterium soll aber nicht mehr der vermutete Effekt einer Verbesserung der Vermittlungschancen der/des einzelnen, sondern allein der Zustand des regionalen Arbeitsmarktes gelten. F/U haben schon unter der bisher geltenden Bedingungen zu einer massenhaften Dequalifizierung ostdeutscher Frauen geführt, und es gehört wenig Phantasie dazu, sich vorzustellen, wie die Lage in zwei bis drei Jahren aussehen wird.
Die ArbeitsberaterInnen sollen verpflichtet werden, vor Zuweisung einer/eines Arbeitslosen in eine F/U-Maßnahme die Qualität derselben zu prüfen. Das liest sich nicht schlecht und

entspricht scheinbar den Forderungen, die auch der UFV seit langem erhebt. Ich meine allerdings, daß die erläuterte Bestimmung ohne von allen nachprüf- und einklagbare Qualitätskriterien lediglich der Schlußstein zum Aufbau einer unerträglichen Monopolstellung der Arbeitsämter gegenüber den Arbeitslosen ist. Zur Erinnerung: Im Juli waren allein im Beitrittsgebiet 1,2 Millionen Menschen, zwei Drittel davon Frauen, arbeitslos gemeldet. Hinzuzuaddieren sind noch knapp 1,5 Millionen Menschen in ABM, F/U und im Vorruhestand. Die für jedeN empirisch nachprüfbare These, daß jedes Monopol zur Stagnation undd Fäulnis führt, ist bereits Anfang unseres Jahrhunderts entwickelt worden.
Was nach dem Lesen der AFG-Novelle bleibt, ist eine ungeheure Wut über den intendierten Sozial- und Demokratieabbau – ein weiteres Mal wesentlich auf Kosten von Frauen – und die eigene (relative) Hilflosigkeit.
Es ist beabsichtigt, daß der Entwurf in der ersten Bundestagssitzung nach der Sommerpause in die erste Lesung geht. Angesichts der Mehrheitsverhältnisse könnte er relativ glatt durchgestimmt werden. Es muß erreicht werden, daß die Länderregierungen im Bundesrat eine eindeutige Gegenposition einnehmen. In Berlin wird die Fraktion Bündnis 90/Grüne/UFV versuchen, einen Abgeordnetenhausbeschluß herbeizuführen, der den Senat zur Ablehnung der Novelle im Bundesrat verpflichtet. Der Frauenpolitische Runde Tisch hat eine Presseerklärung veröffentlicht und wird im November eine Fachtagung zum AFG durchführen.
Das erscheint wenig. Was tut Ihr? Was tun wir?

Hanna Behrend
Anglistin

Bewältigte Gegenwart

Ich lernte Marlene T. auf einer Bahnfahrt kennen.
Sie erzählte mir, daß sie nicht mehr als Lehrerin arbeite. Nach einer schweren Zeit der Arbeitslosigkeit sei sie nun Clubleiterin eines Nachbarschaftstreffpunktes in einer Kleinstadt nördlich von Berlin. Sie fahre zu einer Wochenendschulung, um für ihre jetzige Tätigkeit weitere Anregungen zu erhalten. Lebhaft begann sie von ihrer Arbeit zu erzählen. Es war unverkennbar: Die neue Arbeit füllte sie physisch und psychisch aus, machte ihr offensichtlich große Freude. Sie zeigte mir nicht ohne Stolz das Programm ihres Nachbarschaftstreffpunktes.
Marlene T. lud mich ein, ihren Nachbarschaftstreffpunkt zu besuchen und ich bot ihr an, dort einen Vortrag zu halten. So kam es, daß ich auf einer Zusammenkunft ihre Veteranenakademie über „Hat uns Frauen die Erwerbstätigkeit emanzipiert ?" sprach.
Die Veteranenakademie besteht seit 13 Jahren. Zweimal monatlich treffen etwa dreißig bis fünfzig SeniorInnen zu Vorträgen, Diskussionen, kulturellen Veranstaltungen und Bildungsfahrten zusammen. Für diese bewährte Einrichtung ist der Nachbarschaftstreffpunkt jetzt die sehr geschätzte Trägerinstitution und Marlene T. deren hochgeachtete Organisatorin. Die Seniorenarbeit war in DDR-Zeiten bekanntlich von der Volkssolidarität geleistet worden. Diese organisiete Mahlzeiten und Hauswirtschaftspflege, Rentnerklubs mit vielfältigen kulturellen,manchmal auch sportlichen Angeboten, mit geselligen Zusammenkünften, Ausflügen, u.ä.m. für ältere BürgerInnen. Marlene T. griff auf Bewährtes von früher zurück.
Sie organisierte Tanzvergnügen, Volksliedersingen und Kaffeefahrten. Es gibt in ihrem Haus eine SeniorInnengruppe, Gesundheitsberatung, Gymnastik, Handarbeitsnachmittage, Würfel-und Skatabende.
Neu ist die Zusammenführung von Aktivitäten für SeniorInnen und Kinder. Die früheren Schülerarbeitsgruppen und -zirkel sind bekanntlich aus den Schulen verschwunden; die Jugendklubs, die auch sportliche und künstlerische Kindergruppen betrieben, es gibt sie kaum noch, weil ihre Finanzierung durch die Kommunen meist nicht mehr gewährleistet ist. Der Nachbarschaftstreffpunkt sprang hier mit einem Angebot in die Bresche, das sich sehen lassen kann. Selbst für Vorschulkinder gibt es einen Mal- und einen Turnzirkel. Junge Reporter schreiben Zeitungsartikel und kleine Geschichten. SeniorInnen lesen den Kindern in Märchenstunden vor.
Neu sind die Bemühungen, eine vor der Wende nicht existierende Zielgruppe anzusprechen: die VorruheständlerInnen. „Sehr froh bin ich über eine Gruppe von Vorruheständlern, die endlich aus der schlimmsten Phase herauskommt und bei uns Gast sein möchte." Ihr Kommentar: „Sie machen uns Mut", hat mir auch gut getan", schrieb Marlene T., die mit dem, was sie in einem Jahr erfolgreich aufgebaut hat, noch lange

nicht zufrieden ist. Die mittlere Generation habe der Treffpunkt noch nicht erreicht. Der „Treff für Alleinerziehende" und eine „Mutter-Kind-Gruppe", die sich an diese Zielgruppen wenden, sollen in Zukunft mehr Aufmerksamkeit erhalten. Ob es vielleicht auch eine „Vater-Kind-Gruppe"geben wird?
Marlene T. ist eine der vielen „gestandenen" DDR-Frauen, die jahrzehntelang Beruf – oft Berufung – Haushalt und Kinder, also die berühmt-berüchtigte Doppel- und Dreifachbelastung zu bewältigen hatten. Frauen wie sie können ohne eine berufliche Aufgabe nicht leben. Die Versorgung einer auf inzwischen ein- bis zwei-Personen geschrumpften Familie füllt sie nicht aus. Selbst die Betreuung von Enkelkindern oder häufiges Reisen kann die Leere nur zum Teil füllen.
Die psychischen Folgen der neuen Unterbeschäftigung, Unterstimulierung und Vereinsamung, die massenhaft auf diese soziale Gruppe hereingebrochen sind, wurden bisher nicht näher untersucht. Die Verzweiflung dieser Frauen, die sich nicht gebraucht und daher überflüssig vorkommen, ist vorerst weitgehend stumm. Weil sie ihre unerwartete und unerwünschte Muße nicht verkraften, haben so viele der nicht mehr jungen und damit „schwer vermittelbaren" Frauen nicht die Hände in den Schoß gelegt. Sie haben sich intensiv nach einr sinnvollen Beschäftigung umgesehen. Nicht wenige haben sich sogar um jeden Preis verdingt. Ich kenne Akademikerinnen, die für einen miserablen Ungelerntenlohn als Museumsführerein oder Nachtklubgarderobiere arbeiten, die für sechs Monate eine ABM-Stelle als Bürokraft angenommen haben und danach wieder als ABM-Kraft in einem anderen Unternehmen tätig sind,ohne Aussicht auf feste Anstellung. Ja es gibt sogar hochqualifizierte Frauen, die putzen gehen, um nur nicht sinnlos herumzusitzen. Viele arbeiten ehrenamtlich ohne jede Vergütung im Arbeitslosenverband oder in anderen Organisationen und leben vom Arbeitslosengeld oder von der Stütze.
In den allerseltensten Fällen gelingt es ihen, in eine sinnvolle Umschulung hineinzukommen und im Anschluß daran eine feste Arbeitsstelle zu erhalten.
Marlene T. hatte Mut, Glück und viel Kraft, die sie auch braucht, denn sie gehört der beanchteiligten Gruppe von Frauen über 40 Jahren an, die angeblich zu alt für einen Neubeginn, aber noch nicht alt genug für den Vorruhestand ist. Sie hat ihre Chance gut genutzt. Aber obwohl sie gezeigt hat, wie fähig und geeignet sie für die Aufgabe ist, die man ihr anvertraut hat, sitzt sie bis heute nur auf einer ABM-Stelle. Seit ein-einhalb Jahren leistet sie eine hervorragende leitende und organisierende Sozialarbeit. Obwohl ihr eigener Arbeitsplatz ungesichert ist, macht sie unermüdlich anderen Menschen Mut zum Mit- oder Weitermachen, zum Heraustreten aus ihrer Verlassenheit. Ihr Beispiel zeigt, daß sich gerade auch die nicht mehr jungen Frauen nicht aufgeben dürfen. Ihr Wissen, ihre einzigartige Lebens- und Berufserfahrung dürfen nicht brachliegen. Sie werden auch heute gebraucht. Allerdings wird ihnen ihr Recht auf ein sinnerfülltes Leben streitig gemacht. Sie werden bei Umschulungen, bei der Vergabe von ABM-Stellen benachteiligt, bei Neueinstellungen kaum berücksichtigt. Viel zu selten bestehn sie auf ihrem Recht auf Gebrauchtwerden, darauf, ihre Erfahrungen und Kenntnisse nutzen zu dürfen.

Außer billigen Sprüchen über Rechte von Frauen auf berufliche Wiedereingliederung nach der sogenannten Familienphase, die nur dazu dienen, das Defizit an Kinderbetreuungseinrichtungen zu legimitieren, haben die PolitikerInnen der etablierten Parteien zu dieser Thematik nichts anzubieten. Auch die Frauenbewegung hat die Problematik nicht ins Bewußtsein der Öffentlichkeit gebracht. So bleibt es leider den einzelnen Frauen überlassen, sich nicht mit ihrer Diskriminierung abzufinden. Die meisten der betreffenden Frauen empfinden sich als Verliererinnen. Daß der Verzicht auf die Kenntnisse, Erfahrungen und Fähigkeiten dieser Frauen, der durch ihre soziale Ausgrenzung bewirkt wird, vor allem aber ein schwerer Verlust für die ganze Gesellschaft darstellt, hat diese bisher noch nicht begriffen.

Marinka Körzendörfer

Journalistin

Fremdenhaß, der auf dem Boden des Unverständnisses gedeiht

Scheinbar nicht aufhaltbar bricht die Gewalt los im Osten Deutschlands. Der schon wiederholt prognostizierte heiße Herbst begann im August und niemand scheint zu wissen, wie die Gewalt zu stoppen ist. Vater Staat probiert es mit dem bewährten Mittel dessen, der auch keinen Rat weiß, mit uniformierter Härte in gehörigem zeitlichen und räumlichen Abstand.

Der Gewaltausbruch hat seine Ursachen. Die Hoffnungen auf die harte Mark haben sich nicht erfüllt. Reale oder drohende Arbeitslosigkeit, schneller als die Löhne steigende Preise und Mieten, der Wegfall von für DDR-BürgerInnen sozialen Selbstverständlichkeiten ließen das Gefühl von Macht- und Hoffnungslosigkeiten und damit die Gewaltbereitschaft wachsen. Doch die Gewalt richtet sich nicht gegen Politiker oder die kahlschlagende Treuhand, gegen verfehlte, überstürzte Vereinigungspolitik. Nein, gemäß deutscher Tradition werden die Schwächsten gehetzt, geschlagen, verjagt. Heute sind es die AusländerInnen die, aus unterschiedlichsten Gründen zu uns gekommen, so vielen Deutschen nicht willkommen sind. Keine/r derer, die jetzt den Gewalttätern Beifall klatschen, erinnert sich daran, daß noch vor drei Jahren hunderttausende Ostdeutsche mit deutsch-deutscher Selbstverständlichkeit die westdeutschen Länder überschwemmten. Die meisten von ihnen unverhohlen nur dem betörenden Wohlstand folgend. Die jetzt bei uns Aufnahme suchen sind fremd. Sie sehen anders aus, sprechen anders, haben andere Sitten und Gewohnheiten. Diese Fremdheit, die sich augenscheinlich niemand die Mühe macht, zu überwinden, erleichtert den Gewalttätern ihr mörderisches Tun. Denn Haß gedeiht auf dem Boden des Unverständnisses besonders gut. Haß und das Gefühl, benachteiligt, ungehört zu sein, lassen bei der Suche nach schuld-sein-müssenden Opfern bedenkenlos werden. Da wird einfach nur noch um sich geschlagen, wird den sauberen deutschen Parolen der Rechtsradikalen umso bereitwilliger Glauben geschenkt. So sind von den arbeitslosen Ostdeutschen 19% den Rechtsradikalen zugeneigt, von denen mit Arbeit 10%. Bei den Westdeutschen liegt die Rate noch höher, nämlich je 30% und 18%. Frauen scheinen der deutschnationalen Schuldzuweisung weniger zu erliegen. Rechtsradikale Tendenzen zeigen 10% der ostdeutschen und 14% der westdeutschen Frauen gegenüber 16% der ostdeutschen und 25% der westdeutschen Männer (aus TV-Sendung "report" vom 31.8.92).

Viele Menschen, nicht nur CDU-Politiker voran, fordern zur Lösung des Problems, der Gewalt gegen Fremde, die einschneidende Reduzierung der Aufnahmezahlen von Flüchtlingen. Das ist für mich der falsche Weg.

Wir müssen lernen, mit denen, die aus anderen Ländern zu uns kommen, zu leben. Dazu gehört das Kennenlernen, das Verstehen lernen. Wir müssen uns den fremden Kulturen öffnen, damit sie und wir eine Chance des Miteinanders überhaupt haben können. Für nationalen Egoismus ist die Welt zu klein geworden.

Und wir haben die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, uns schützend vor die Menschen zu stellen, die in dem Land Schutz suchen, dessen StaatsbürgerInnen wir jetzt sind - ob wir es wollten oder nicht. Mir fällt dabei die Demonstration gegen die Räumung der Mainzer Straße ein. Damals haben sich mit dem noch nicht verlernten Ruf "Keine Gewalt" und mit Kerzen in den Händen Frauen und Männer zwischen Polizei und gewaltbereite Demonstranten gestellt. Wir waren wenige, konnten die Gewalt nur für zwei Stunden aufhalten, aber wir haben der Gewalt die Stirn geboten. Ich glaube auch, daß, wenn sich denkende, gewaltlose Deutsche - Ost oder West - schützend vor AusländerInnen stellen, so manchem Gewalttätigen die Steine nicht mehr so einfach aus der Hand fliegen würden.

Wir sind für das, was in dem Land geschieht,in dem jetzt auch wir leben, verantwortlich, weil wir hier leben. Sonst sollten wir auswandern.

Oder haben wir Angst vor dem Ruf "Ausländer raus"?

Rebecca Schmidt

Rechtsanwältin

Wider die Lagermentalität und Bequemlichkeit

Ich habe an der Demonstration gegen das Progrom in Rostock teilgenommen. Ich habe wie die vielen anderen Berliner Teilnehmer den entwürdigenden Kessel einer bayrischen Einheit des Bundesgrenzschutzes bei Dummerstorf mit Humor überstanden, weil ich zu dieser Demonstration wollte, sie für notwendig hielt.

Die Demonstration war über meine Erwartungen hinaus ein großer Erfolg - und dennoch, sie kann nur ein Anfang sein - warum?

Mein Motiv, diese Demonstration aufzusuchen, war mitbegründet durch eine antirassistischen Einstellung. Aber die hatte ich auch schon zuvor. Was viele, sich nicht als "autonom" verstehende Menschen bewogen hat, sich allen Widrigkeiten zu trotz, binnen einer Woche an einen entfernten Ort auf die Straße zu begeben, sich selbst der Gefahr der Körperverletzung durch Rechtsradikale und Polizei aussetzend (Wer hatte keine Angst, als die ersten Steine flogen?), war wohl kurz gefaßt der Gedanke: Wir wollen keine jugoslawischen Verhältnisse in Deutschland.

Ich bezeichne mich nicht als autonom, ich bezeichne mich als Individuum. Das scheint mir aufgrund meiner Lebenserfahrung ein vernünftiger Zustand zu sein, in dem sich die meisten Menschen dieses Landes befinden, unorganisiert. Und ich fand es toll, daß viele verschiedene Individuen an dieser Demonstration teilnahmen. Ich verabscheue inzwischen Uniformen. Mich erschrecken die kilometerlangen, uniformen realsozialistischen Wohnbauten in Rostock-Lichtenhagen, mich widern die uniformen Glatzköpfe und Fliegerjacken der Skinheads an, genauso wie ich die uniformen, als Waffe einzusetzenden Springerstiefel, verabscheue. Bedauerlicherweise waren die sicher Schweißfüße und Fußpilz fördernde Springerstiefel auch an den Beine von Demonstrationsteilnehmern weit verbreitet. Sie sind für mich zu einem Symbol, einer Art Vorboten des Bürgerkriegs geworden.

Manch einer mag dies für übertrieben halten. Aber warum wurde in Rostock ständig dazu aufgerufen, in festen Ketten zu marschieren - auch wenn keine Gefahr drohte. Diese Art von Demonstration ermöglicht keine Auseinandersetzung mit den Außenstehenden, sondern fördert die sektiererische Abschottung.

Ich habe die Bürger aus Rostock-Lichtenhagen nicht als meine Gegner betrachtet. Ich fand es gut, daß die aus den Fenstern hängenden Menschen, denen bisher nur Demonstrationen mit staatlich angeordneter Teilnahme und parteiverordneten Winkelementen bekannt waren (Weibblick zweifelt: Seit der Herbst 89 waren schon drei nicht ungenutzte Jahre Zeit für eigene Demo-Formen.), ein im späteren Verlauf teilweise chaotisch aufmüpfiger Demonstrationszug präsentiert wurde.

Noch bei keiner Demonstration habe ich so viele offene Fenster mit beobachtenden Menschen gesehen. Weitere Menschen standen am Straßenrand und sahen zu: besonders selbstgefertigte Transparente weckten ihr Interesse. Sie haben sich nicht eingereiht - ich glaube auch nicht, daß die Demonstration einer Bewohnerin oder einem Bewohner Rostock-Lichtenhagens gegenüber besonders einladend wirkte. Auch nicht die in der Demonstration herrschende Wegwerfgesellschaftsmentalität, die offensichtlich gedankenlos ihren Müll überall dort wegwirft, wo er gerade anfällt. Aber sie haben etwas anderes gesehen als sonst. Das Anderssein anderer Menschen ertragen lernen, Ideen für das eigene Anderssein erleben.

Das wäre eine vernünftige Grundlage für Antifaschismus. Ich hoffe, die Demonstration hat bei möglichst vielen Rostockerinnen und Rostockern einen Keim hierfür gelegt.

Die Demonstration wurde gegen Ende immer lockerer, weil sich die Straßenschlachterwartungen vieler nicht erfüllten. Dies lag an der großen Teilnehmerzahl, die verhinderte, daß sich einzelkämpferische Gruppen derart bedroht fühlen, daß sie sich in die Gewalt retten. Es lag an der Disziplin der Autonomen selbst. Es lag daran, daß sich die

Neonazis angesichts der Größe der Demonstration nicht aus ihren Löchern wagten, weil sie im Kern feige sind und sich nur trauen, sich gegen Schwächere auszutoben. Es lag aber auch an der Zurückhaltung der im Umfeld der Demonstration agierenden, von den vorangegangenen Einsätzen gegen Neonazis sichtlich ermüdeten niedersächsischen Polizisten, während in weiterer Entfernung die Polizeiführung martialischen Hubschrauberkrieg androhte. Ich erinnere mich an das leichte Grinsen einzelner Polizisten, als der Ruf "Hemd wechseln, Hemd wechseln" ertönte. Schablonen vermeiden.

Das gilt nicht nur für die Schablone "Links gleich Rechts", sondern auch für die: "Alle Polizisten sind Schweine". "Nazis raus!" Wie und wohin sollen sie denn "entsorgt" werden? Nach Frankreich, Polen, Jugoslawien, Nicaragua, Chile oder Somalia?

Soll wieder das Ausland unsere Probleme lösen, eine andere Variante der Anti-Hitler-Koalition? "Nie wieder Deutschland", die "Antithese" zu "Deutschland, Deutschland über alles", genauso inhaltsleer und in der Geisteshaltung selbst - "typisch deutsch".

Ein israelischer Journalist meinte neulich, die Deutschen müßten ihre Selbstachtung finden. Er ist am Kern des Problems. Weniger der Ruf "Schämt Euch, schämt Euch." Pharisäer aller Länder vereinigt Euch! Will der westdeutsche Oberlehrer den ostdeutschen Hilfsschüler in die Ecke stellen, oder was?

Das sind erwachsene Menschen, die erwarten können, auch von uns ernst genommen zu werden. Wir haben sie ernst genommen, indem wir viel Energie aufbrachten, um in Rostock zahlreich zu demonstrieren. Und das war gut.

Die leidige Gewaltfrage, Problemkind nicht nur der Grünen. Die Zeiten werden härter werden. Nicht, nur weil die Zahl der gewalt- und tötungsbereiten Rechtsradikalen wächst.

Es muß auch damit gerechnet werden, daß die konservative Regierung mit diesem Potential spielt und versucht, sich daran opportunistisch anzubiedern.

Die Duldung des Progroms in Rostock durch die hemdwechselnde Rostocker Polizeiführung, der unschuldige Augenaufschlag des mecklenburg-vorpommerischen Innenministers Kupfer und der prompt selbstgerecht Grundgesetzänderungen fordernde Bundesinnenminister Seiters deuten dies an.Ich werde das Gefühl nicht los, daß es nicht nur blockflötet, es scheint auch zu barscheln. (bezug auf den gestorbenen/ermordeten(?) Schleswig-Holsteinischen Ministerpräsidenten Barschel, der u.a. seinen SPD-Konkurrenten abhören ließ).

Wenn in dieser Situation des Auslaufens der Wohlstandsrepublik und des Wegbrechens bisheriger Selbstverständlichkeiten Gefahren in der nun einmal so genannten Linken bestehen, dann diese:

1. Der Rückfall in die einfachen Denkschablonen der Weimarer Republik. Wir leben zum Glück nicht in jener Zeit und können aus damals gemachten Fehlern lernen. Es ist in der heutigen Umbruchsituation möglich, die in diesem Volk vorhandenen und gewachsenen demokratischen Anschauungen und Lebensweisen zu verteidigen. Das erfordert Aufgeschlossenheit, Wahrnehmungsbereitschaft, Ideenreichtum, Energie, Einsatz, Mut, aber auch Geduld. Wer es nicht versteht, seine zur Gewalttätigkeit drängenden Gefühle zu beherrschen, der wird im Bürgerkrieg enden.

2. Die Rettung in eine neue deutsche Gemütlichkeit. Die 68er und Folgende im Ruhestand sollten begreifen, daß sie ihre noch vorhandene Gesinnung jetzt nicht mehr nur im Marsch durch die Institutionen, in den freien Berufen, in Alternativläden und in philosophischen Debatten ausleben können, sondern auch wieder in der Öffentlichkeit tatkräftig dokumentieren sollten. Es waren schon viele dieser Individuen in Rostock. Es müssen noch mehr werden.

Ich habe einen aus der Notwendigkeit geborenen Traum: Die 68er und Folgende überwinden endlich ihre auch politische midlife crisis, nutzen ihre Sinne, um die derzeitige Umbruchsituation in ihrer Chance wahrzunehmen, befreien ihren Grips von verkrusteten Weltanschauungen, nutzen ihren Verstand und ihre Erfahrungen für neue Ideen, um der Misere in der politischen Sphäre dieser Republik abzuhelfen. Der Traum hat sich weder anläßlich der deutschen Vereinigung, noch angesichts der Situation in Jugoslawien verwirklicht. Rostock ist eine neue Chance, wenn nicht jetzt, wann dann?

Sabine Tausch
Kulturarbeiterin,
Mitarbeiterin
im Bundesbüro UFV

LÄNDERBERICHT KURZGEFAßT

Thüringen/Sachsen

Die thüringer Bundessprecherin, Christiane Dietrich, hatte mich zu einem Treffen thüringer UFV-Frauen nach Weimar eingeladen.
Frauen aus Altenburg, Jena und Weimar wollten daran teilnehmen, um über aktuelle UFV-Themen und -vorhaben zu sprechen.
Die Erledigung offenbar wichtigerer Aufgaben hielt die Frauen aber dann doch ab zu kommen. Schade.
Dennoch war der Weg nicht umsonst. Von Heike Knechtel aus Borna in Sachsen, Christiane Dietrich und Hede Urban aus Weimar konnte ich eine Menge Wissenswertes aus Thüringen bzw. Sachsen erfahren.
Landeskoordinierungsräte des UFV finden in Thüringen nicht mehr statt. Dafür gibt es Zusammenkünfte der Frauen, die in Frauenzentren arbeiten. UFV-Frauen bringen dort Themen wie EG,WWG,
Verfassung - speziell Frauenrechte in der Verfassung -ein.
UFV-Informationen (und auch Einladungen) werden in Thüringen über Frauenprojekte und -zentren transportiert.
Eine aktuelle Mitfrauenübersicht existiert nicht.
An Regionalversammlungen in Weimar nehmen ca. 1o Frauen teil.
Christiane Dietrich will den Vorschlag unterbreiten, in Thüringen eine Landesarbeitsgemeinschaft der Frauenzentren zu bilden.
Wichtig sei es auch neue Kontakte zu den Gewerkschaften zu suchen.
Einen weiteren Vorschlag wollte Christiane Dietrich an die thüringer UFV-Frau bringen: Sie ruft auf die Forderung zu stellen, daß ABM-Stellen in Frauenzentren und Frauenhäusern auf mindestens 5 bis 8 Jahre festgeschrieben werden.
UFV-Abgeordnete sollten diese Forderung in den Landtagen bzw. im Bundestag zum Thema machen. Eine Lobby bei Frauen anderer Fraktionen in den Abgeordnetenhäusern sowie Unterschriftenlisten sollen dabei unterstützend wirken.
In Sachen Landesverfassung läuft in Thüringen eine recht gute Vernetzung, sagt Christiane Dietrich. Demnächst gibt es eine Anhörung im Landtag zu Verfassungsrechten der Frauen. Die GRÜNEN unterstützen die Forderungen der thüringer UFV-Frauen und haben deren Forderungskatalog voll und ganz übernommen. Es gibt einen Verfassungsausschuß thüringer Frauen. Etwa 3o Frauen aus PDS, SPD...Gewerkschaften (und natürlich UFV) etc. nehmen regelmäßig an den Beratungen teil.
Auf meine Frage, ob in Thüringen Aktionen zum Wahlsonntag gegen den § 218 geplant sind, erfahre ich, daß wohl in Bad Langensalza was läuft, in Weimar nicht. Die Aktion findet nicht sonderliches Interesse oder Unterstützung. Was ich heraushöre ist auch, daß Lesben es leid sind, sich ewig an diesem Thema abzuarbeiten wo mehr Engagement von Frauen, die es betrifft, erwartet wird.
Heike Knechtel aus Borna, die an unserer kleinen Runde teilnimmt, will demnächst mit ihrer Familie nach Weimar übersiedeln. Zur Zeit arbeitet sie 3 Tage wöchentlich im Weimarer UFV-Büro bzw. im Frauenzentrum und kümmert sich dort speziell um die Vernetzung der nördlichen Region Thüringens.
An 2 Tagen ist sie noch in Borna, wo sie sich darum bemüht, einen Frauentreffpunkt, eine Frauenberatungsstelle auf den Weg zu bringen.
PartnerInnen findet sie bei der Kulturverwaltung und beim Diakonischen Werk. Eine Gleichstellungsbeauftragte wurde in der Stadt nicht eingesetzt obwohl die Einwohnerzahl dazu berechtigt.

Die Gleichstellungsbeauftragte des Landkreises begnügt sich damit, daß 2 Frauenschutzwohnungen eingerichtet wurden und ist stolz auf den von ihr aufgebauten „Oma/Opa-Ausleihdienst". Wiedermal ergibt sich die Frage: Wer hat Gleichstellungsbeauftragte eigentlich unter welchen Kriterien eingesetzt?
Die Gleichstellungsbeauftragte des Landkreises Borna ahnt den Umfang und die Möglichkeiten ihres Betätigungsfeldes offenbar nicht einmal. Diesen Eindruck hat zumindest Heike Knechtel.
Sie erzählt, daß in der Region unheimlich viele Menschen - Frauen und Männer -ihre Arbeit verloren haben. Borna gehörte zum größten Braunkohlegebiet der DDR. Davon ist so gut wie nichts übriggeblieben. Die Folge sind Angst, Depressionen, familiäre Auseinandersetzungen.
Zum Schluß meines Besuches traf ich noch auf Hede Urban von der thüringer Frauenhauskonferenz. Dieses Gremium besteht aus sechs Sprecherinnen und einer Koordinatorin. Die Sprecherinnen vertreten die Regionen Thüringens. Sie wurden im April 92 auf dem ersten landesweiten Treffen der thüringer Frauenhauskonferenz gewählt.
Die Frauen machen Politik für Frauenhäuser, Frauennotunterkünfte.
Zuerst legten sie eine Zuarbeit vor für die Förderrichtlinien zu Frauennotunterkünften des Landes Thüringen.Die bis dahin existierenden Förderrichtlinien hielten sie für völlig unzureichend. Auch diese Frauen gerieten sehr bald in Konflikte mit der Landesgleichstellungsbeauftragten. Diese vertritt die Auffassung, die vorhandenen Frauennotunterkünfte seien von der Zahl her ausreichend und könnten ehrenamtlich betreut werden.
In Thüringen gibt es 17 Frauenhäuser und 12 Projekte mit Schutzwohnungen. Das ist sicher vergleichsweise nicht wenig, aber die Betreuung ist keinesfalls durch ehrenamtliche Kräfte zu leisten. Die Sprecherinnen der Frauenhauskonferenz mischten sich also ein und erreichten, daß ihre Zuarbeit angenommen wurde.
Von ihnen geht auch die Forderung aus, Bildungsmöglichkeiten zu schaffen, die eine qualifizierte Sozialarbeit in den Frauennotunterkünften der neuen Bundesländer gewährleistet.
Die Ostarbeitsgemeinschaft der Frauenhäuser trifft sich am 19./20. September im Frauenhaus in der Koppenstraße in Berlin. ♀

Ulrike Bagger
Bibliothekarin

MEIN WEG NACH JUGOSLAWIEN

Kriegsflüchtlinge in Berlin-Weißensee

Es sind vier weiße Baracken, nicht in unmittelbarer Nachbarschaft mit Wohnhäusern, aber auch nicht völlig isoliert. Natürlich sind sie umzäunt, aber es gibt sogar einen sehr schönen Spielplatz mit Bäumen auf dem Gelände.
Als wir ankommen, erspäht uns gleich ein ziemlich dicker Wachmann. Er vertraut unseren Worten von Anmeldung und öffnet das niedrige Zauntor.
Der Barackenflur ist schmal, zwei Personen kommen grade so aneinander vorbei, und die Baracke wirkt auf mich unangenehm lang. Es herrschte dort zwar so etwas wie Campingplatzatmosphäre, aber keinerlei Gemütlichkeit. Es ist deutlich, daß dies nur eine vorübergehende Sache ist. Besser gesagt: sein soll, denn wie die Zukunft der Flüchtlinge ausssieht, weiß niemand.
Ich sehe Büroräume, einen Arzt, der jeden Tag kommt und spüre keine besondere Hektik, auf keinen Fall Feindschaft oder Mißtrauen oder Angst.
Ich lasse mir vom Wachmann erzählen, daß die Baracken eigentlich für Wolgadeutsche aufgestellt worden waren, daß aber umdisponiert wurde. Wo sind die Wolgadeutschen – ich glaube er sagte, Wolgarussen – jetzt?

Tagsüber ist ein Wachmann da, nachts sind es zwei. Es besteht stündlich Kontakt mit der Polizei. Dann kommen tatsächlich vier Polizisten zum hinteren Eingang der Baracke hinein.
Zuerst hatte ich das Gefühl, sie kontrollieren die Bewohner und nicht die Umgebung – typischer Sheriff-Gang. Es waren junge, freundlich wirkende Männer

und sie taten meine Bemerkung mit einem Lachen ab.
Randale oder Überfälle von Faschos gab es noch nicht. Der Wachmann sagt: „Die Jungs sind doch nicht ganz doof, sie wissen doch, das diese hier wieder weggehen, nicht hier bleiben wollen. Wenn die Wolgadeutschen, die hier bleiben wollen, da wären, sehe das schon ganz anders aus, dann gäbs Randale"
Das Gespräch ist angemeldet, die zuständige Dolmetscherin hat aber nicht gezielt nach einer Gesprächspartnerin für „Weibblick" gesucht. So komme ich mit der ersten Frau, die mir vorgestellt wird, ins Gespräch. Ihr Mann ist dabei. Aida und Kemal Sarajlic sind sofort zu einem Gespräch bereit.
Ich spüre Gastfreundschaft und distanzierte Aufgeschlossenheit.
Die Frau erscheint mir sehr ruhig und warm, etwas zurückhaltend.
Und es kam ihr darauf an, meine Fragen zu beantworten.
Der Mann machte keinen herrischen Eindruck auf mich, jedenfalls saß er nicht breitbeinig - wie die meisten deutschen Männer - auf dem Bett. Allerdings saß die Frau am anderen Ende des Bettes, der Abstand verringerte sich im Laufe des Gesprächs. Den Aschenbecher leerten beide, den Kaffee kochte sie.
Immer wieder kommt jemand ins Zimmer - Kinder, Nachbarinnen. Am Ende sitzt auch Kemals Mutter mit im Zimmer. Sie ist Jahrgang 26 und erzählt stolz, daß sie 13 Enkelkinder hat. Als ich sie frage, ob sie weiß, wo ihre Enkelkinder sind, fängt sie an zu weinen.
Durch das offene Fenster dringt Musik, Kinderlaut und Straßenlärm.
Aida und Kemal stammen aus Modrica [modritsch], einer Stadt mit 35.000 Einwohnern in Bosnien. Sie haben zwei Kinder, das Mädchen ist 8 Jahre und der Junge ist Fünf. Aida/28 ging zwölf Jahre zur Schule und erhielt eine erweiterte Sprachausbildung in Deutsch und Englisch. Leider fand sie keinen entsprechenden Beruf, so daß sie sich in der Schuhfabrik ausbilden ließ. Dort arbeitete sie bis zur Geburt ihres ersten Kindes. Als die Tochter drei war, kam der Junge und nach dessen 1.Geburtstag ging sie wieder in die Schuhfabrik. Nicht unbedingt des Geldes wegen, denn sie verdiente für 8 Stunden ca.100,00 DM, sondern weil ihr Haushalt und Kinder nicht mehr genügten. Kemal arbeitete in einer Raffinerie, in der er ca.1000,00 DM verdiente, die aber jetzt zerstört ist. Zufällig arbeiteten Aida und Kemal in unterschiedlichen Schichten, so daß sich auch er um die Kinder kümmerte, auch bei Krankheit der Kinder zu Hause blieb. In ihren Kreisen war das üblich, auch in Aidas Schuhfabrik, in der fast nur Frauen arbeiteten. Es gab in Jugoslawien nicht genügend Kita-Plätze, so daß auch Kemals Mutter, die gleich nebenan wohnte, die Kinder versorgte.
Natürlich wollte ich ihr auch Fragen stellen zu ihrem Alltag, ihrer Stellung in der Familie, ihren sozialen Lebensverhältnissen in Jugoslawien „aus feministischer Sicht" - doch sie kommt gerade aus einem Krieg - ihr Leben war ganz unmittelbar bedroht, wie wichtig ist da Feminismus bzw. was sollte sie damit anfangen? Ich glaube nicht, daß ich sie mit solchen Fragen erreicht habe. Annäherung war wohl eher über praktische Frauen-Erfahrungen als über feministische Sichtweisen möglich.
Ich frage Aida (gegen Ende unseres Gesprächs), ob es für sie vorstellbar war, nicht zu heiraten. Ja, was soll sie im Beisein ihres Ehegatten dazu sagen. Das war eine der Situationen, in denen ich dachte, daß das Gespräch nur zwischen ihr und mir anders verlaufen wäre.
Aber zwei Männer im Raum waren eine nicht zu überspringende emotionale Hürde, ganz aus dem Unterbewußten, nicht aus direkter Angst oder dgl. Und natürlich die Sprachbarriere, die Notwendigkeit und damit auch das Übel, alles übersetzen zu müssen.
Jedenfalls kennt sie Kemal seit ihrer Schulzeit, sie haben geheiratet und so hatte sie es sich vorgestellt. In ihrer Ehe fühlt sie sich ihm gleich - so hat sie es ausgedrückt. *Ich hatte zwar nicht das Gefühl, daß es eine auswendig gelernte Formel war, ganz überzeugt davon war ich aber nicht. Wenngleich es Sekunden der Vertrautheit zwischen ihr und mir gab, wurde doch das Gespräch so wie an dieser Stelle nie ganz privat/vertraulich. Leider antwortete sehr oft sehr schnell der Mann - und damit zuerst und lange. Meist erzählte er über Kriegshandlungen, er war freiwillig zur Verteidigung seines Ortes geblieben. Wenn er darüber sprach, sah sie ins Weite. Es sah fast so aus, als hörte sie nicht zu.*
Manchmal kam es mir so vor, als hätte der Mann nicht immer Interesse daran, daß seine Worte für mich übersetzt werden, sondern er wollte sich eben mit einem Mann - dem Dolmetscher - unterhalten, ihm oder sogar ***nur ihm*** *etwas sagen. Letzterem steht allerdings entgegen, daß ja seine Frau dabei war. Vielleicht zählt sie aber so viel wie nichts und ob „Nichts" nun ein Gespräch hört oder nicht, ist völlig gleichgültig. Nun, das ist ausgesprochen spekulativ. Ich möchte sie nicht entsetzen und ihm nicht unrecht tun, das steht mir nach diesem kurzen Gespräch, mit dem ich in ihr Leben eingedrungen bin und aus dem ich mich*

mit dem Ende des Gesprächs einfach wieder rausgeschlichen habe, nicht zu. Oft frage ich mich nach dem hehren Anspruch des weißen, europäischen Feminismus. Wie kommen wir dazu, Frauen aus anderen Ländern zu sagen: Frauen, ihr lebt schlecht, euer Mann unterdrückt euch usw. Weiße Feministinnen messen mit weißen, mitteleuropäischen Maßstäben und das sind nicht immer die Maßstäbe der anderen/„abgemessenenen" Frauen.

Doch zurück zu den Geschehnissen. Aida ist seit einem Monat nun in Berlin, Kemal am Tag des Gesprächs seit 10 Tagen. Obwohl Aida länger hier ist, ist der Brief vom Sozialamt an IHN adressiert! Die Familie bekommt monatlich 1340,00 für 4 Personen (ich weiß aber leider nicht, für wie lange ihnen überhaupt Unterstützung gewährt wird), davon müssen sie sich vor allem verpflegen, die Unterkunft ist für die Flüchtlinge umsonst.

Auf ca. 12 m^2, mit drei Betten, zwei Stühlen, einem Schrank, leben Aida, Kemal, die beiden Kinder und Kemals Mutter. Alles, was sie jetzt hier besitzen – Geschirr, Kleidung, Spielzeug – wurde gespendet, auch das Schulzeug für die 8jährige Tochter, die seit einigen Tagen in eine ganz normale deutsche Schule geht. Auf meine Frage, ob es dem Mädchen in der Schule gut geht, antwortet diesmal sofort Aida und auch nur sie – obwohl ansonsten immer der Mann zuerst und ausgesprochen ausführlich antortet. Jedenfalls geht es dem Mädchen recht gut, die Umstellung war natürlich groß.

Zunächst hatten beide Kinder in Berlin

Angst, auf die Straße zu gehen – aus Furcht vor Luftangriffen.

In ihrer Heimatstadt hatten sie ein Haus, aber Kemal findet es trotz der Enge nach dem Erlebten ruhig und entspannt, Aida kommt gut zurecht mit dem Geld.

Aida hatte sich für ihre Verhältnisse etwas eigenwillig – wie sie es ausdrückte – entschieden, nach Berlin zu gehen, da sie die Stadt von einem früheren Besuch kannte. Sie flüchtete allein mit ihren beiden Kindern mit Hilfe des Internationalen Roten Kreuzes. Per Zug kam sie nach Berlin, begleitet von Deutschen, die verschiedene Gruppen in verschiedene Städte brachten. An den Grenzen verlief alles problemlos und unbürokratisch.

Ich frage Aida, wo sie die Ursachen für den Konflikt sieht. Einige Minuten ist sie still, sie wirkt so betroffen und weiß nicht, womit sie beginnen soll. Sie macht im Gegensatz zu ihrem Mann keine politisch-theoretischen Ausführungen - was sie sicher könnte. Aber ich habe den Eindruck, daß sie genau weiß, daß das nicht die richtige, ausreichende Erklärung wäre. Sie findet einfach keine Antwort, keine Worte für das unbegreifliche Geschehen.(Wie sollten auch Phrasen etwas wirklich erklären.)

Das Kriegsgeschehen kam für beide ziemlich überraschend, sie wurden nicht durch die Medien informiert. Aida spricht nicht sofort über das Erlebte, nach einigen

Sekunden bedrückender Stille sagt sie: „Es war alles ganz furchtbar". In Modrica gab es bei Luft- und Artillerieangriffen nicht mal Sirenenalarm, für Aida kam alles sozusagen über Nacht.
Schon nach den ersten militärischen Kämpfen war von Modrica nicht mehr viel übrig, es gab kein Wasser, kein Strom, kein Essen. Aida war mit den Kindern insgesamt vier Monate in Jugoslawien auf der Flucht. Und doch war es eine schwere, schmerzhafte Entscheidung, die Heimat zu verlassen. Dies sagen beide mit Tränen in den Augen.
Dann erzählt sie ruhig und fest, daß sie eines Tages mit den Kindern ging, alle ihre Lebensgrundlagen waren zerstört. Es war sehr schwer für sie, ohne ihren Mann zu gehen, aber sie hat nicht mehr darüber nach gedacht, ob sie ihn wiedersehen würde, es war einfach logisch - sie „mußte weg mit den Kindern, punktum." Schlichte, unendliche Kraft.
Ich frage sie, ob sie daran dachte, selbst die Waffe in die Hand zu nehmen: sie lacht zustimmend, aber sie hatte kein Gewehr, außerdem – so sagt Kemal – hätte es nicht viel genutzt. Ich sage, daß es verdammt bitter ist, nichts tun zu können. Mit einer Sekunde Tränen in den Augen und Wut und Verzweiflung nickt sie – er erzählt wieder lange was von den Kampferlebnissen, in die er verwickelt war.
Sicher hat er viel und Schlimmes erlebt und noch nicht genügend Gelegenheit gehabt, ausführlich zu berichten, denn alle Frauen, Kinder, Männer in den Baracken haben ebenfalls Schreckliches erlebt. Jetzt, gegenüber einem Unbeteiligten, ist er etwas Besonderes und etwas anderes als die Frau/en und er kann sich etwas aufwerten, gegenüber den Frauen herausstellen, doch nicht im bösartigen Sinn. Dennoch, er produzierte sich, er machte das Gespräch, das ich eigentlich mit Aida führen wollte, zu seinem Podium.
Die serbischen Tschedniks wenden eine Taktik der verbrannten Erde und ethnischen Säuberung an. Viele Moslems und Kroaten sind vertrieben oder ausgerottet worden, die Häuser und Moscheen sind geplündert und verbrannt. Um ein von Serben besetztes Gebiet verlassen zu dürfen, muß das Eigentum schriftlich den Serben übertragen werden.
Kemal erzählt, daß sie bis vor einem Jahr mit den Serben trotz vorhandener Spannungen mehr oder weniger normal in einer Gemeinde zusammen lebten, später haben sich die Serben bewaffnet. Aida und Kemal sagen, daß sie nach all den Greueltaten der Serben nicht mehr mit ihnen zusammen leben können. Aida spricht von Serbinnen in ihrem Betrieb, die vor dem Krieg immer erzählten, daß die jugoslawische Volksarmee – in der nur Serben waren – immer recht hat und dgl. – jetzt ist ihr klar, daß dies ein Instrument der Serben war, auch dies trägt zu dem Gefühl bei, nicht mehr mit ihnen zusammen leben zu können. Sie sagt es nicht haßerfüllt oder besonders erregt, sie hebt nur ein weniges ihre Stimme.
Aber das Serben und Kroaten völlig getrennt von einander leben, sieht Aida auch nicht als das Richtige an. Eigentlich kann man keine Grenzen ziehen, weil die Bevölkerung einfach gemischt ist. Aida und Kemal sehen keine Lösung, haben keine Antwort. Sie wissen nicht, wohin sie zurück gehen könnten, denn zum einen leben überall Serben und zum anderen sind alle ihre materiellen und ideellen Lebensgrundlagen zerstört. Sie möchten lieber heut als morgen zurück, nach Hause – „Aber wohin ?" fragen sie. Die Hoffnung auf Rückkehr haben sie nicht aufgegeben, aber ihr Blick sagt, daß es noch lange dauern wird.
„Solange Genosse Tito am leben war, war alles mehr oder weniger in Oordnung aber danach fiel alles auseinander."
Ich frage sie noch einmal, wie sie sich hier fühlen, in dieser Enge und Fremde: Sie haben das Gefühl, willkommen zu sein. Sie bleiben nicht nur hinter dem Zaun, sondern gehen einkaufen, viel spazieren, kennen sich schon ein bißchen in der Gegend aus.
Kemal hörte von der Dolmetscherin auch etwas von den Vorfällen in Rostock, doch große Angst vor Überfällen haben sie nicht. Sie sagen, daß es sicher schlimm ist, wenn Nazis kommen, aber sie haben im Krieg so viel Schlimmeres erlebt. In der vergangenen Nacht schreckte Kemals Mutter auf und war ganz außer sich. Sie lief auf den Flur und rief, daß gleich etwas Furchtbares passieren wird – es war ein Alptraum der Erinnerung.

Für Weibblick dolmetschte Will Firth.

THERAPIELADEN

Verein zur sozialen und psychotherapeutischen Betreuung Suchtmittelgefährdeter

Der Therapieladen heißt im Allgemeinen „Haschischladen". Hierher kommen Menschen, die Cannabis, LSD, Amphitamine und Kokain konsumieren. In der therapeutischen Arbeit des Therapieladens geht es um die Behandlung der Drogenabhängigkeit und der zugrundeliegenden psycho-sozialen Konflikte und in der prophylaktischen Arbeit geht es um die Verhinderung von Suchtentwicklung. Das Alter, der Drogenkonsum wie auch die zusammenhängenden Problemlagen können sehr unterschiedlich sein. Dennoch läßt sich eine Aufteilung in zwei Gruppen von Klienten vornehmen.

Eine erste Gruppe aus Suchtgefährdeten, die einen problematischen Drogenkonsum entwickelt haben, aber noch keine ausgeprägte Abhängikeit oder Symptomatik aufwesen. Es sind zumeist Jugendliche im Alter von ca. 16 und 25 Jahren. Sie befinden sich häufig in einer Übergangsphase zwischen einem jugendtypischen experimentellen Drogenkonsum und einem gewohnheitsmäßigen Mißbrauchverhalten. Der Drogenkonsum des Jugendlichen ist in dieser Phase häufig ein Bewältigungsversuch einer akuten Identitätskrise.

Die zweite Gruppe besteht aus Klienten, die im Laufe der Jahre eine ausgeprägte Drogenabhängigkeit entwickelt haben. Das Altersspektrum liegt bei ihnen zwischen ca. 20 und 35 Jahren. Klienten, die diesen Therapieladen nutzen, kommen freiwillig. Sie befinden sich in einer psychosozialen Notlage, die zu dem Schritt führte, professionelle Hilfe zu suchen. Drogengefährdete und- abhängige haben in der Regel eine ambivalente Motivationsstruktur. Die Entscheidung für eine Therapie bedeutet für sie nicht immer, daß sie auch in der Lage sind, sofort ihren Drogenkonsum zu beenden. Drogenabstinenz ist für uns somit keine notwendige Voraussetzung einer Therapie, sondern ein erstes wichtiges Therapieziel.

Bestimmte Entwicklungsaufgaben konnten nicht bewältigt werden bzw. wurden durch die Bewältigungsform „Drogenkonsum" inadäquat gelöst. Die Klienten sind zunehmend isoliert, leiden unter Ängsten und Depressionen und sind in ihrer Leistungs-und Konzentrationsfähigkeit schwer eingeschränkt.

Unsere Meinung zur derzeit laufenden Drogenpolitik: „Die Droge benutzt nicht den Menschen, sondern der Mensch benutzt die Droge ..."

Kontakt:
Gierkeplatz 9,
W-1000 Berlin 10,
Tel.: 341 70 47

VIOLETTA CLEAN

Der Verein zur Hilfe suchtmittelabhängiger Frauen besteht seit 1982. Er wurde gegründet mit dem Ziel, „Maßnahmen zur Hilfe suchtmittelabhängiger Frauen zu planen, zu fördern und durchzuführen". In den vergangenen zehn Jahren ist vieles von dem damals gesteckten Ziel Realität geworden.

Anfang der Achziger waren drogenabhängige Frauen kein Thema – weder in der Literatur zu Sucht, noch in Forschungsarbeiten, Untersuchungen, aber auch nicht in der Praxis der Drogenarbeit.

Wir, Mitarbeiterinnen des Vereins, wußten wenig und gleichzeitig viel von der Problematik süchtiger Frauen. Viel durch unser eigenes Frau-Sein, durch unser Engagement in der Frauenbewegung und durch Auseinandersetzung mit frauenspezifischen Themen – wenig, weil wir bis dahin immer gehört hatten, daß die Sucht alle gleich macht, Frauen wie Männer. Also hier Gleichberechtigung? Wir wollten es wissen. Wir fragten drogenabhängige Frauen auf der Scene, im Gefängnis, wir sprachen mir Frauen aus Beratungsstellen und Therapieeinrichtungen. Wir wollten herausfinden, warum viele drogenabhängige Frauen nicht in Therapieeinrichtungen gehen, wovor sie Angst haben, was sie dort erleben, was ihnen auf der Scene

begegnet, was die Sucht, trotz aller Begleitumstände immer noch „attraktiver" macht, als die Nüchternheit. Die Antworten machten deutlich: Wenn es eine Alternative für Frauen geben sollte, eine Therapiereinrichtung, die Frauen anspricht, wo sie sich akzeptiert und aufgehoben fühlen, ein Zuhause finden können, durften und wollten wir nicht auf Bekanntes zurückgreifen. Es hieß, Neues zu entwickeln! Kleine drogentherapeutische Einrichtungen mit viel Raum für Individualität, ohne Hierarchien und Phasen, weil Frauen Anpassung und Unterordnung kennen, ohne die Notwendigkeit, daß sie sich erst einen tonangebenden Platz erobern müssen. Sie sollen die ersten Geige spielen.
Für die Realisierung unseres Projektes brauchten wir bislang immer ein hohes Maß an Enthusiasmus, Durchhaltevermögen und Glauben an die Sache – ein Charakteristikum aller Frauen-(Sucht)-Projekte.
Die Grundprinzipien unsere Arbeit sind: Selbstbestimmung, Eigenverantwortung, Vertrauen süchtier Frauen und ihre Fähigkeiten, viele Freiräume, Entfaltungsmöglichkeiten, gemeinsame Entscheidungsprozesse, das Arbeiten mit Rückfällen; Drogenabstinenz in allen zu uns gehörenden Projekten, die Mitarbeit von Ex-Userinnen.
Wir verfügen derzeit über zwei therapeutische Wohngemeinschaften, ein Nachsorgeprojekt **Extra Dry**, Cafe und Treff für Frauen und **Stoff-Bruch**, ein Projekt, das sich an suchtgefährdete oder süchtige Frauen und Mädchen aus dem Ostteil Berlins und Brandenburg wendet, die Probleme mit dem „trockenen" Leben haben.
In den Therapeutischen Wohngemeinschaften gibt es zwei Grundregeln: keine Drogen und keine Männer im Haus. Wir wünschen uns für unsere Arbeit breite Unterstützung – politische, finanzielle und ideelle. Wer genaueres über uns und die Vereinsarbeit wissen möchte, kann sich an folgende Adresse wenden:
Ulrike Kreyssig,
Verein zur Hilfe Suchtmittelabhängiger Frauen e.V., Grunewaldstr. 19a, W-1000 Berlin 41, Tel.: 792 87 67

Rita Haase

FRAUEN IN NATURWISSENSCHAFT UND TECHNIK

Positive Resonanz fand der, der in diesem Jahr von Bremer *lesbenundanderer* Frauen eigenverantwortlich ausgerichtete 18. bundesweite Kongreß von Frauen in Naturwissenschaft und Technik.
In den 14 Tagen haben Technikerinnen und Naturwissenschaftlerinnen aus verschiedenen Städten die Organisation dieses Treffens, das alljährlich am Himmelfahrtswochenende stattfindet, übernommen. Die Zahl der Teilnehmerinnen nahm im Laufe der Jahre kontinuierlich zu und erreichte in diesem Jahr 700 *schwarzeundanderefrauen*, die den regelmäßigen Austausch mit anderen Fachfrauen suchen. Der engagierten, ehrenamtlichen Mitarbeit vieler *behinderterundandererfrauen* ist es zu verdanken, daß die Palette der Veranstaltungen ausgesprochen vielfältig und, mit über 80 Beiträgen, sehr umfangreich war. Themen wie „feministische Ansätze in Naturwissenschaft und Technik", „feministische Naturwissenschaftskritik/-analyse", „Solidarität unter Frauen" und „Sozialisation von Frauen (und Männern)"werden in jedem Jahr erneut aufgegriffen, da sie an Aktualität nicht verloren haben. Neben dem Austausch über die individuelle Arbeits-und Ausbildungssituation in den männerdominierten, patriarchalisch strukturierten Bereichen von Naturwissenschaft und Technik wurde der kritischen Hinterfragung von beruflichem Erfolg, Konkurrenzgebahren und Karriere Raum gegeben. Der kontinuierliche Gedankenaustausch über feministische Utopien und Perspektivne in Naturwissenschaft und Technik trägt erste Früchte.
Die Projekte „Windfang" und „Stromschnelle" im Bereich regenerativer Energien zeigen dies.
In diesem Jahr wurden Schwerpunkte „Lesben in Naturwissenschaft und Technik" und „Rassismus" neu hinzugenommen. Diese - von der Organisatorinnen - eingebrachten Themen, wurden unterschiedlich aufgenommen und im Vorfeld kontrovers diskutiert. In diesen Diskussionen stellten wir fest, daß uns der Begriff *Frau* auf keiner Weise genügt, denn Frau ist ein künstlicher Begriff, der unumgänglich mit dem Begriff Mann verbunden ist.
Wir werden nicht als Frauen geboren, wir werden dazu gemacht. Der damit einhergehende Heterosexismus schließt jede Form von Anderssein aus. Wir wollen alle weiblichen Menschen ansprechen und haben deswegen andere Formen für das Wort *Frau* benutzt, die auf die Unterschiedlichkeit von „Frauen" hinweist.

Das erste neue Schwerpunktthema ergab sich aus Diskussionen der letzten beiden Kongresse und entspricht dem Bedürfnis von Lesben, ihre besondere Position darzustellen bzw., sich mit anderen *schwarzundanderenfrauen* im Rahmen dieses Kongresses auszutauschen. Insgesamt wurden vier Arbeitsgruppen, die um das Thema Lesben kreisten, angeboten. In ihrem Referat „Lesben und Ökologie" griff Sabine Marx das Thema Ökologie unter einem neuen Aspekt auf. Sie zeigte andere Denk-und Verhaltensmuster auf, die ein Bündnis mit der Natur und ein Leben und Arbeiten in Frauenzusammenhängen zum Ziel haben. Ihre Vorschläge führten zu einer angeregten und konstruktiven Diskussion.
Lediglich zwei Referentinnen griffen die Rassismus-/Antisemitismus-Debatte mit den Veranstaltungen: „Treffen für Jüdinnen in Naturwissenschaft und Technik" und „Die Notwendigkeit der Erinnerung – Auschwitz" auf.
Aufgrund der brisanten politischen Situation, dem deutlicher werdenden AusländerInnenhaß und Rassismus in der BRD, hatten die *behindertenundanderenfrauen* der Vorbereitungsgruppe außerdem das Eröffnungsreferat und ein großes Plenum zu diesem Thema vorbereitet. In diesen Veranstaltungen kamen die Ängste vor dem eigenen Rassismus (es waren fast ausschließlich weiße, und damit privilegierte *lesbenundanderefrauen* anwesend) und die Abspaltung von politischer (antirassistischer) und naturwissenschaftlicher Arbeit klar zum Ausdruck. Im Anschluß an diese Diskussionen sprachen sich die Teilnehmerinnen dafür aus, die Auseinandersetzung mit Rassismus auf den zukünftigen Kongresen weiterführen zu wollen und in alle Veranstaltungen einzubeziehen.
Mehrere Veranstaltungen umfaßten das Thema Konkurrenz und Karriere, wobei versucht wurde diese, bisher negativ belegten Begriffe, zu durchleuchten und den offenen, positiven Umgang damit zu üben. Die Teilnehmerinnen stellten fest, daß *schwarzeundanderefrauen* oft Schwierigkeiten haben die fachliche von der persönlichen Ebene zu trennen, ihre Kompetenz in bestimmten Bereichen zu nutzen um voneinander zu profitieren. Auch, oder gerade, in den von Männern beherrschten naturwissenschaftlich-technischen Arbeitsfeldern sollten *behinderteundanderefrauen* ihre Fähigkeiten machtvoll einsetzen, mit Kolleginnen konstruktiv zusammenarbeiten und sich so im Dschungel patriarchaler Systeme einen gemeinsamen Weg bereiten.
Dabei können solche Workshops, wie der von Renate Kosuch, hilfreich und konstruktiv sein. Die Psychologin hat zum Thema „Bewußtseinskonflikte von Frauen und Männern in naturwissenschaftlichen und technischen Berufen ..." gearbeitet. Die von ihr durchgeführten Interviews mit Frauen und Männern, sowie die Diskussionen mit Kongreßteilnehmerinnen machten Konfliktpotentiale mit Autoritäten (meistens Männern) deutlich; die Bewußtmachung bestimmter Verhaltensmechanismen ist der erste Schritt zur Veränderung.
Großes Interesse weckte Jenny Kien mit ihrem Referat, das den provokanten Titel hatte: „Die zwei Hirnhälften: Feministinnen begeistern sich für patriarchalische Wissenschaft". Dieser Beitrag zu dem, auf dem Kongreß immer stark vertretenen Thema Feministische Naturwissenschaftsanalyse/-kritik, machte an einem konkreten Forschungsfeld, der Gehirnforschung, deutlich, wie unser Denken von patriarchalen Gesellschafts-und Wissenschaftsstrukturen geprägt ist. Außer durch die theoretische Auseinandersetzung mit einzelnen Themen hatte frau die Möglichkeit sich durch illustrierte Darstellungen, z.B. Ausstellungen, diesen zu nähern. Eine der auf dem Kongreß gezeigten Ausstellungen hatte den Titel: „Mensch! Maschine! Mann! Frau!".
Die von den Sozialpädagoginnen Bigga Rodesck und Claudia Henkel zusammengestellte beeindruckende Ausstellung zeigt Werbefotos aus Computerzeitschrften von 1989 bis 1991. Die in sogenannten Fachzeitschriften veröffentlichte sexistische Werbung wird von Männern für Männer gemacht. Die Ausstellerinnen entlarven sie als pornographisch, wobei sie folgende Definition für Pornographie geben: „Pornographie erotisiert Hierarchie und sexuelle Ungleichheit, sie macht Unterwerfung und Herrschaft zu Sex und institutionalisiert männliche Herrschaft über Frauen."
Die Überzeugung vieler Männer: „Der Mann hat eine Maschine – die Frau ist eine" wird auf brutale Art und Weise deutlich, schaut frau sich z.B. die von *Macintosh* herausgegebenen Computer-Erotic-Programme (z.B. „Mac Playmate") an.
Die hier kurz dargestellten Beiträge entsprechen der persönlichen Auswahl der Autorin, sie wurden aus der Fülle der interessanten Veranstaltungen ausgewählt. Eine vollständige Übersicht aller Beiträge wird in der Dokumentation, die am Ende dieses Jahres veröffentlicht wird, widergegeben. Nach drei intensiven Kongreßtagen, die von einem sprit-

zigen Kulturprogramm, Sonnenschein und guter Stimmung begleitet wurden, schloß dieses Treffen mit einem Abschlußplenum. Ein wichtiger Punkt dieses Plenums war das Thema: „Drei Jahre Kampf um feministische Forschung in den Naturwissenschaften". Die Kongreßteilnehmerinnen verabschiedeten eine Resolution in der die Einrichtung einer, seit langem von der Universitätsleitung in Bremen bewilligten Professur für „Feministische Naturwissenschaftsanalyse/-Kritik" gefordert wird.
Der bundesweite Kongreß von Frauen in Naturwissenschaft und Technik bleibt, trotz perfeket Organisation und großer Beteiligung, ein nicht institutionalisiertes Treffen, welches von den Teilnehmerinnen in jeder Beziehung selbst getragen wird.
Wir, die Organisatorinnen, freuen uns schon darauf all die bekannten und neuen *lesbenundanderenfrauen* aus Naturwissenschaft und Technik auf dem Kongreß im nächsten Jahr, der in Berlin stattfinden wird, zu treffen. Alle *schwarzeundanderefrauen* können darauf gespannt sein!

Kontakt:
Kongreßbüro, 18. bundesweiter Kongreß von Frauen in Naturwissenschaft und Technik,
Uni Bremen, NW II/Leobenerstr.,
2800 Bremen 33

WEIBBLICK • WEIBBLICK • WEIBBLICK • WEIBBLICK

Tatjana Walther
Studentin
Literaturwissenschaft

Rezension über A. Doll: „Endlich reden", R. Piper Verlag

Ich werde so alltäglich mit Alkoholikern konfrontiert, daß dieses Problem mir weitestgehend aus dem Bewußtsein verdrängt ist, da es „normal" geworden ist. Nein, ich arbeite nicht im klinischen oder therapeutischen Bereich, ich erlebe Alkoholkranke länger als acht Stunden pro Tag, eher durchschnittlich fünfzehn Stunden täglich - ich wohne nämlich über einer berüchtigten Spelunke am Prenzlauer Berg, die mit ihrem 24-Stunden Betrieb eine ideale Institution für all jene ist, die Alkohol eben diese 24 Stunden pro Tag brauchen. Versteht mich bitte nicht falsch, ich will nicht alle Leute, die dort 'mal was trinken, als „Alkis" diffamieren – aber es gibt dort ein Stammpublikum, das an diesem Ort und dem einzigen, was an ihm berauschend ist, dem Alkohol, eine Heimstatt gefunden hat.
Ich begegne diesen Menschen von trauriger, ebensowenig berauschender Gestalt, immer wenn ich das Haus verlasse oder heimkehre. Und wenn ich zu Hause bin, so habe ich gelernt, die ständig wiederkehrenden akustischen Souvenirs aus einer anderen Welt, in der ungehemmte Ausbrüche von Lust, Ausgelassenheit, aber auch Frust, Wahn, Haß und Gewalt an der Tagesordnung sind, aus dem Bewußtsein auszuschalten.
Mein kleiner Elfenbeinturm hat Risse bekommen, seit ich Antje Dolls Buch „Endlich reden – Frauen von alkoholabhängigen Männern berichten" gelesen habe. Meine große Arroganz und Ignoranz Alkoholkranken gegenüber wurde mir bewußt. Diese ist aber auch Symptom einer gesellschaftlich vorherrschenden Haltung: Alkohol trinken ist „in", d.h. es ist „angesagt", beim Saufen gut mithalten zu können, ohne negativ aufzufallen, aber man oder frau hat kein Problem damit zu haben, also nicht abhängig zu werden oder zu sein. Wie sehr auch ich mich ständig auf diesem schmalen Grat bewege, um ein empfindliches Gleichgewicht aufrechtzuerhalten, und wie leicht es ist, dieses zu verlieren, ist mir bisher nicht bewußt gewesen.
Als ich das Buch zur Hand nahm, dachte ich: „Wieder so ein doofes Frauenbuch, das alle Probleme so darstellt, als seien sie durch die Unterdrückung der Frau entstanden und beträfen nur Frauen. Sollen sich die Frauen halt von ihren Alkis scheiden lassen!"
Antje Doll beabsichtigte zunächst, ein Buch über die Erfahrungen von Lebenspartnerinnen **und** Lebenspartnern von Alkoholkranken zu schreiben, aber sie stieß auf ein – meiner Meinung nach - typisches Problem: Sehr wenige Angehörige von Alkoholabhängigen waren überhaupt dazu fähig und bereit, ihre Erfahrungen und Probleme zu erzählen und diese waren alle Frauen! Männer erliegen wohl (noch?) mehr dem Druck, keine Probleme haben zu dürfen oder diese nicht auszusprechen, als Frauen. Den sieben Frauen, die ihre Erlebnisse berichtet haben, ist dieses nicht leicht gefallen, obwohl Antje Doll sicherlich eine einfühlsame Gesprächspartnerin war, sie ist nicht nur Diplom-Psycholo-

gin und Psychotherapeutin, sondern selbst auch suchtmittelabhängig (trocken). Vier der sieben Frauen haben ihren Ehemann nach einigen Jahren dazu bewegt, eine Therapie zu machen und „trocken" zu bleiben. Einige Jahre Sucht, das bedeutete Jahre, in denen diese Frauen die Last für zwei tragen mußten, den körperlichen und seelischen Verfall ihres Mannes und die zunehmende Verstörtheit ihrer Kinder mitansehen mußten, und eine Zeit, in der sie häufig einen sozialen Abstieg, z.B. den Verlust der Arbeitsstelle ihres Mannes erlebten.
Bis zum Gang in die Therapie und die Selbsthilfegruppe war es ein langer Weg, auf ihm lag für diese Frauen die bittere Erkenntnis, daß ihr Mann alkoholkrank ist und die harte Entscheidungsfindung, ihn vor die „letzte Chance" zu stellen, entweder eine Therapie zu machen oder von Frau und Kindern verlassen zu werden. Erst diese „letzte Chance" nutzten die alkoholkranken Partner, um „trocken" zu werden. Bei zwei der sieben Frauen ist es dazu nicht gekommen, da die Situation für diese Frauen so unerträglich, weil lebensbedrohlich wurde, daß sie sich von ihren alkoholabhängigen Lebenspartnern trennten.
Der deprimierendste Fall ist der einer 54-jährigen Frau, die seit sechzehn Jahren mit einem alkoholabhängigen Mann in **ihrer** Wohnung lebt und unter seinen Symptomen zu leiden hat und es „aus Mitleid" nicht fertigbringt, diesen Mann aus ihrer Wohnung 'rauszuwerfen.
An diesem Extrembeispiel zeigt sich das Frauenspezifische dieser Erlebnisse: Alle sieben Frauen haben (oder hatten lange Zeit) mehr Mitleid mit ihrem Mann als mit sich selbst. Dieses hängt anscheinend mit einer seltsamen Abhängigkeit vom Abhängigen zusammen. „Aber wenn er flach lag, ging es mir meistens ganz gut. Dann war er mein Pflegefall."
Viele Frauen haben ihre eigene, ich glaube geschlechtsspezifische Suchtform: die Sucht, gebraucht zu werden. Überwindet eine Frau diese Sucht und liebt sie „ihren Pflegefall" wirklich, so müssen sich beide aus ihren Abhängigkeiten losmachen. Das ermöglicht ihnen erst ein neues Leben und neu erwachsene Stärke. Jene vier Frauen, die dieses erreicht haben, empfinden die Selbsthilfegruppen, die sie mit ihrem Mann immer noch besuchen, als sehr wichtig. Jedoch betonen sie immer wieder, daß sie sich als Angehörige zunächst im Stich gelassen fühlten und das Gefühl hatten, daß Ärzte, Therapeuten und Selbsthilfegruppen sehr viel mehr Verständnis für den Kranken als für sie hatten.
Einen ersten Beitrag zum Aufbau einer Infrastruktur für Angehörige von Suchtkranken leistet Antje Dolls Buch, nicht nur, daß Angehörige Suchtkranker durch die Erfahrungen dieser Frauen Mut schöpfen können, es sind im Anhang auch Kontaktadressen in den „alten" und „neuen" Bundesländern angegeben. Außerdem erläutert ein Glossar Fachausdrücke und es werden wichtige Literaturhinweise nicht nur zum Alkoholismus, sondern z.B. auch zu feministischer Psychotherapie gegeben.
Ein einfühlsam und kompetent geschriebenes wichtiges Buch, nicht nur für Angehörige von Alkoholikern.
Trotz allem bleibt mir am Schluß noch ein tiefer Seufzer: Wieviel mehr Energie könnten wir Frauen haben und wieviel mehr könnten wir schon erreicht haben, wenn wir nicht manchmal solche Riesenbabies wie manche Männer lieben würden?! ♀

Leo Tesch
Diplom-Kulturwissenschaftlerin

„Ost"-Lesben – oder viel zuviel verschwiegen

Ein Dokumentarfilm von Chris Karstädt (arbeitslose Dramaturgin aus Ost-Berlin) und Annette von Zitzewitz (freiberufl. Psychologin aus Westberlin).
Liebes- und Lesbengeschichte aus der DDR. Vorgestellt werden neun Lesben verschiedenen Alters, geboren in verschiedenen Orten der ehemaligen DDR. Orte auch, die im Verlauf unserer Lesbenbewegung zu unterschiedlicher Zeit eine wichtige Rolle spielten: Berlin, Jena, Halle ,Weimar, Dresden auch, Leipzig ...
Wichtig zu verschiedener Zeit, lebenswichtige Anlauforte dann für Lesben aus den Kreisstädten und und und
Orte, an denen Lesbenpolitik mit unseren bescheidenen Möglichkeiten Gestalt annahm. In Form der 1988 entstandenen Lesbenzeitung „frau anders", in Form von Lesbentreffen damals 1987 in Jena, der drei Frauentreffen in Dresden als Möglichkeit auch, die Arbeit und das Wollen der Lesbengruppen in der DDR zu koordinieren.
Liebesgeschichten von frau zu frau, die da war, die hier und da noch Kontakt hält von frau zu frau, an eine „unprofessionelle" Bewegung, die sich auf politische Professionalität zubewegte mit für DIE ANDEREN sichtbarer Aktionen und weit über die Selbsthilfe für Lesben, Beratung, Händchenhalten-wärmen-reichen hinaus gegangen war.

Lesben-Leben im DDR-Alltag.
Neun Frauen, die von ihrem Weg bis zum Heute berichten. Die über so manche Bewegung lächeln können. Die sich erinnern an ein Absagen innerhalb ihres Umfeldes, an Anklagen seitens des Staates, an Verwirrungen, Erkennen, Abschiede von Illussionen.
Ost-Lesben!
Da gibt es nichts zu verkaufen von sich als ein Blick auf Stück Leben- keine Sensatiönchen, „nur" leben. Dabeisein, dazugehören, zornig sein auf Blindheit, diskriminierender Dummheit so manch ANDERER!
Sie sind nicht anders, diese Lesben. Und doch. das Andere ist ihr Mut, ihre Lebensweise neben den vielen anderen Formen zu leben wie die ANDEREN auch. Musik hören, Bücher lesen, sich treffen, reden, Recht erkämpfen, Blumen gießen, tanzen, ihre Lieder singen, sich an die Geschichte der anderen Lesben erinnern, sie zu schreiben, zu erforschen.
Das Andere ist ihr Weg zu ihrer anderen Identität.
Das Besondere der durch Ignoranz und Diskriminierung entstandene Mut an sich zu denken, sich bewußter zu fühlen und so über sich hinaus zu wirken und handeln wollen zu müssen.
Eine Gruppe unter vielen anderen diskriminierten Gruppen.

Der Film der Macherinnen ist kein sentimentales Weh und Ach ja, noch ein nostalgischer Blick auf eine Form des Zusammenkommens unter DDR-Verhältnissen. Es ist, als ob in diesem Film die Vögel höher fliegen, die Schienenwege holpriger waren, die Landschaften zwischen den Frauen aber weicher als...
Es war ein anderes Wollen und Müssen miteinander. Ein anderes aufeinander Angewiesensein und Ausleben können der anderen Situation, dieser DDR-Situation. Die Insel einer Insel. Nicht das Paradies, bei weitem nicht, aber eben ein anderer Zorn der Frauen aus den verschiedenen Städten auf dieser Insel - Insel DDR. Keine Flucht in das Frauencamp in England, Amerika oder Australien möglich. Ein Wachsen aus sich heraus war notwendig.
Das ist das ANDERE Wollen und Müssen miteinander.
Die eine andere Kreativität, Flexibilität und Originalität gegenüber einem anderen autoritären System erforderte Bescheidenheit einer Untergrundbewegung, zunächst unter dem Dach der Kirche. Davon erzählen die Frauen. Getragen von Bildern mit weitem Blick auf ihre Landschaften, Straßen, Seen und Schienenwege.
Keine programmierte Tristheit, DDR-Tristheit, wie so gern derzeit in westliche Medien dargeboten.
DDR-Geschichte ist auch Marzahn, Bitterfeld, Einschränkungen, Auflagen seitens des Staates bis hin zu Einzelgesprächen mit wohl ausgesuchten Herren, die unbedingt alles wissen, kontrollieren, archiviern mußten. Eben auch diese andere, ihnen suspekte Lebensweise.
Und dazwischen, trotz diesem und vielm anderen das Lächeln der Frauen, die da interviewt wurden.
Eine Liebesgeschichte der Frauen an sich selber und den vielen anderen - Wo der Flug des Gedachten für das bloße Auge vielleicht nicht immer so sichtbar für die vielen ANDEREN war, die von uns nichts wußten. Keine Selbstdarstellung, kein Power, noch mitzerrende Musik. Nichts von Show, sondern einer interessante filmische Komposition aus Musik, Bilder, Ost-Lesben verschiedenen Colors.
Sie sind nicht repräsentativ, denn dafür sind wir zu viele. Und doch wird zu Recht deutlich mit und über diese Frauen, die DDR-Lesben träumten nicht allein von Kaffeetrinken, Tanz... mit ihr oder ihr oder ihr, sondern auch sehr stark von Bewegung weit über das Persönliche hinaus.
Ich danke den Filmemacherinnen und und und
Knappe 80 Minuten sind einfach zu wenig für dieses Thema.
Also... ♀

BÜCHER VORGESTELLT

Marinka Körzendörfer
„arbeitsrecht für ost-frauen“,
herausgegeben von fakta Frauen-MedienBüro e.V. im Verlag FWVG (Fort-, Weiterbildungs- und Verlagsgesellschaft mbH Berlin)
Neue Zeiten, neue Rechte - damit kommen viele, viele Ratgeber einher.Es gibt solche und solche. Bei den einen verstehe ich die Ratschläge nicht, ob ihrer Sprache. Bei den anderen brauche ich die meisten Tips nicht, finde dafür aber die nicht, die genau für meine Situation zutreffen. Oder ich stelle einfach fest, ich bin nun mal keine Mann, mir werden z.B. bei einer Bewerbung andere Fragen gestellt. Die Frauen von fakta müssen solche Erfahrungen, wie andere Frauen aus dem Osten, auch schon gemacht haben. Ihre Schlußfolgerung war, einen speziellen Ratgeber in Sachen Arbeitsrecht für ostdeutsche Frauen herauszugeben. Mir ist ihre Sprache verständlich. Bei einzelnen Kapiteln bin ich mir jetzt schon sicher, daß ich die Hinweise benötigen werde. Sachliche Ratschläge werden hier zu den Stichworten: Bewerbung/ Vorstellungsgespräch/ Arbeitsvertrag/ Ausländerinnen/ Vergütung/ Urlaub/ Freistellung/ Frauenförderung/ Arbeitsschutz/ Teilzeitbeschäftigung/ Kündigung/ Ausbildung/ Berufsanerkennung/ Altersvorsorge/ ABM gegeben. Die fakta-Frauen verweisen in ihrem Ratgeber u.a. auch darauf, daß Fragen nach einer Schwangerschaft unzulässig sind, erwähnen die Nachteile eines Aufhebungsvertrages, zitieren Beispiele von verschlüsselten Sätzen eines Zeugnisses.

Im Anhang sind für jedes ostdeutsche Bundesland (einschließlich Ostberlin) die Kontaktadressen der Gleichstellungsbeauftragten, Frauenprojekte (leider manchmal schon durch den Zug der Zeit „veraltet“), Arbeitsämter und des Arbeitslosenverbandes angegeben. Zu beziehen ist dieser Ratgeber bei fakta, Prenzlauer Allee 36, 0-1055 Berlin, Tel:420 02 15. Für Sammelbestellungen gibt es Preisnachlaß, so kostet der Ratgeber bei 1 000 Exemplaren pro Stück nur noch 2,64 DM + Mehrwertsteuer. Werden über 20 bestellt, so kostet jeder Ratgeber 5,- DM und bei 10 Bestellungen, liegt der Preis bei 9,80 DM + einem Freiexemplar.

Christiane Schindler
Reader zur Fachtagung **„Dequalifizierung von Ost-Frauen – Realität oder Hirngespinst“**,
herausgegeben von der Arbeitsgruppe FRAM (Frauen und Arbeitsmarkt)
Am 9.Mai 1992 führte die Arbeitsgruppe FRAM mit Unterstützung der Fraktion Bündnis 90/Grüne(AL)/UFV des Berliner Abgeordnetenhauses eine Tagung zu dem oben genannten Thema durch. Jetzt liegt die Dokumentation zu dieser Tagung vor. Sie enthält neben einem „Forderungskatalog zur Qualifizierung von Fortbildung und Umschulung von Frauen im Beitrittsgebiet“ die auf dieser Tagung gehaltenen Beiträge. In diesen finden sich sowohl verallgemeinerte Aussagen zu Tendenzen der Dequalifizierung von Frauen als auch erste Antworten auf verschiedenen Einzelfragen. So wurde auf der Tagung neben der Bedeutung, die der Dequalifizierung bei der Verdrängung von Frauen vom Arbeitsmarkt zukommt auch die Frage nach den subjektiven Verhaltensweisen

von Frauen auf dem Arbeitsmarkt thematisiert. Diskutiert wurde zugleich die Situation der Frauenprojekte und -bildungsträger.
Der Reader ist über den Unabhängigen Frauenverband, Friedrichstr. 165, 1080 Berlin zu beziehen. Bitte legt der Bestellung 3,- DM in Briefmarken (Portokosten) bei.

Annette Männel
Utopia ist (k)ein Ausweg -
Zur Lage von Frauen in Wissenschaft, Technik und Kunst,
erschienen im Campus Verlag GmbH Hg.: Ayla'Neusel, Helga Voth, 1992. 221 S., DM 36,-, ISBN 3-593-34650-8
Ende 1990 fand die erste gesamtdeutsche Frauenkonferenz statt, die Aufschluß über die Situation von hochqualifizierten Frauen in Wissenschaft, Technik, Kunst geben sollte. Themen waren: Initiativen und Programme zur Frauenförderung; die besonderen Bedingungen, unter denen Künstlerinnen und Technikerinnen in Hochschule und Beruf arbeiten; Gleichstellungspolitik an Hochschulen. Ausgehend von dieser Bestandsaufnahme werden gemeinsam neue Konzepte entwickelt und Pläne für eine zukünftige Zusammenarbeit in Angriff genommen. Grundlage für gemeinsame Weiterarbeit ist das von den teilnehmenden Frauen verfaßte Manifest „Das wollen wir", das den Abschluß des Bandes bildet.

Feministischer Kompaß, patriarchales Gepäck - Kritik konservativer Anteile in neueren feministischen Theorien, erschienen bei Campus
Hg.: Ruth Großmaß, Christiane Schmerl, 1989. 288 S., DM 39,-, ISBN 3-593-34118-2
Die Beiträge dieses Bandes überprüfen, ob sich in zentralen Thesen feministischer Theorien - zu weiblicher Identität, feministischer Utopie, Familienformen, Komplementarität der Geschlechter - patriarchales Gedankengut wiederfindet, wodurch dies passiert und wie durch einen selbstreflexiven dialektischen Umgang mit diesen Widersprüchen - d.h. durch konstruktiven Streit - feministische Erkenntnisse progressiv entwickelt werden können.

Galanterie und Verachtung -
Eine philosophie-geschichtliche Untersuchung zur Stellung der Frau in Gesellschaft und Kultur
Heidemarie Bennent,
1985, ISBN 3-593-33514-X

Flucht vor der Widersprüchlichkeit -
Kapitalistische Produktionsweise und Geschlechterbeziehung von Hildegard Heise, *erschienen im Campus- Verlag, 1986, DM 65,-, ISBN 3-593-33656-1*

Der Preis der Zeit -
Eine Untersuchung der Interessen von Frauen an Teilzeitarbeit von Christel Eckart, *Campus Verlag, 1990., 256 S., DM 29,-, ISBN 3-593-34264-2*
In Beispielen biographischer Interviews zeigt die Autorin, wie Frauen in Teilzeitarbeit bei der Gestaltung ihrer Berufsbiographie mit einer Moral der Fürsorge und der Orientierung am individualisierenden Leistungsprinzip in Widerspruch geraten. Zugleich schaffen sie mit Bewältigungsstrategien aber auch Ansätze zu Arbeits- und Lebensformen, die über die herkömmliche geschlechtliche Arbeitsteilung hinausweisen und sie zu Vorbotinnen neuer Zeitregelungen werden lassen.

BRIEFE

Berlin, im Juli 1992
Wut im Bauch
Liebe Annette, als ich heute endlich (!) das neue WEIBBLICK-Heft aufblätterte und natürlich auch auf meinen Beitrag schaute, bekam ich erst einen Schreck und dann eine Wut. Der Titel muß heißen: „Weil ich nicht fühlte, was ich **sah**" und nicht wie ausgedruckt „... was ich **tat**."
Jedes Wort in diesem Text ist mir wichtig, wie in kaum einem anderen. Umsomehr gerade der Gedanke, der die Überschrift bildet. Ich möchte, daß Du dieses Versehen in der nächsten Ausgabe unbedingt korrigierst.
Ich finde es auch deshalb so schade, daß hier und übrigens auch in anderen Texten solche Fehler aufreten, weil ich den WEIBBLICK" für die wirklich interessanteste Frauenzeitschrift im Osten halte.
In ihrem feministischen Anspruch, einer berührenden und überwiegend weiblichen Sprache und in der Ernsthaftigkeit, die aus den Beiträgen spricht. Ich bewundere Dich wirklich, wie Du das als Alleinredakteurin, die vom inhaltlichen Gestalten über die Finanzieung bis zum Versand alles trägt, mit ruhiger Konsequenz ein Heft nach dem anderen herausbringst.
Weil mir nicht nur mein eigener Text wichtig ist, sondern auch der

„WEIBBLICK". ist jeder Fehler einer zuviel.
Liebe Grüße,
Eva Schäfer ♀

Liebe Frauen,
seit inzwischen über einem Semester forschen wir in einem Hamburger Frauenarbeitskreis zu Geschlechterverhältnissen und Demokratie - ausgehend von der These, daß die Demokratiegrage die Frauenfrage sei. In diesem Zusammenhang gewannen wir den Eindruck, daß die verschiedensten Theorien über menschliche Bedürfnisse u.a. davon ausgehen, daß es ein bedürfnis nach demokratischer Teilhabe gäbe. Dieser Idee, der wir einerseits spontan zustimmen – fordert sie doch ein, was in unseren Verhältnissen nur in sehr beschränktem Maße gegeben ist –, stehen wir andererseits mißtrauisch gegenüber. Wir denken, daß sich dieses wahrhaft ungestillte Bedürfnis doch in irgendeiner Weise Raum schaffen müßte und finden nicht, wo dies sein könnte.
Wir haben deshalb vor, diese Theorien einmal genauer zu analysiern: Wie begründen sie ein solches bedürfnis? Darüberhinaus interessiert uns, wie sich die Einzelnen selbst dazu verhalten.
Unser ganz besonderes Interesse gilt dabei Frauen aus der ehemaligen DDR, da sie zum einen wesentlich Erfahrungen mit einem staatlichen Paternalismus machen mußten, der es ihnen tendentiell abnahm, sich Probleme als Aufgaben zu stellen, an deren Lösung mitgewirkt wird. Andererseits wurde die Organisation der einzelnen in verbänden der Mitregelung selbstverständlich vorausgesetzt, so daß ihr Verhältnis zur Demokratie sehr widersprüchlich (gewesen) sein muß. Demokratiepotentiale sind offensichtlich und auch in anderer Form als im Westen vorhanden: sonst hätte die Idee der Runden Tische im Umbruch nicht entsehen und auf so viel Echo treffen können.
Wir würden uns daher freuen, wenn auch Ihr Lust hättet, solch eine Arbeitsgruppe, wie ich sie oben beschrieben habe, mit aufzubauen und mit uns zum Thema „Bedürfnis nach demokratischer Teilhabe" zu forschen.
Kontakt: Eva Wollmann, Eidelstedter Weg 57, W - 2000 Hamburg 20 ♀

Christiane Markert
Hufelandstraße 17
O-1055 Berlin
Berlin, den 4.9.92

Anmerkungen zu Eva Schäfer: „Weil ich nicht fühlte, was ich sah"
Weibblick 6/92

Wenn dieser Text repräsentativ dafür ist, wie im UFV über die Vergangenheit nachgedacht wird, dann befürchte ich, daß im UFV alles beim alten geblieben ist: Immer noch wird strukturelle Gewalt, wie wir sie in der DDR erlebt haben, verharmlost.
Der Text von Eva Schäfer enttäuscht mich. Sie hält den wirklichen Schmerz von sich fern; an entscheidenden Punkten klingen die Aussagen merkwürdig verschwommen und nicht ehrlich. Ich kann es nicht anders lesen als den Versuch, sich reinzuwaschen.
Aber auch das spüre ich: Wir haben in verschiedenen Welten gelebt, und Eva Schäfer hat mir etwas aus ihrer Welt mitgeteilt, was ich so nicht kannte.
Ich habe eben Glück gehabt. Oder? Glück gehabt, daß ich in einer anderen Familie aufgewachsen bin. Von Kindheit an wurde ich dazu angehalten, mich zu bemühen, Recht von Unrecht und Wahrheit von Lüge zu unterscheiden. Ich bin im Herbst 1989 nicht aus allen Wolken gefallen, ich hatte gewußt, wie es war. Ich kam ja aus einem negativfeindlichen Umfeld, wie es im Stasideutsch so schön heißt.
Für dieses Glück habe ich aber auch bezahlt mit einer Biographie, die nicht so glatt wie Eva Schäfers Biographie verlaufen ist.
Und deshalb einige Fragen an Eva Schäfer:
Sie betont immer wieder ihre „humanistische" Bildung und Erziehung. Wie hat sich diese Bildung denn ausgewirkt? Es gelingt mir nicht zu begreifen, daß eine Frau einerseits mit den Frauengestalten Dostojewskis leiden, andererseits aber blind für die strukturelle Gewalt um sie herum sein kann.
„Die Veränderung, so hatte ich gelernt und für mich angenommen, beginnt beim eigenen Tun. In einem bewußten Schritt ging ich also im vierten Studienjahr in die SED."(36) Das habe ich schon so oft bis zum Überdruß gehört. War es nicht einfach so, daß die Mitgliedschaft in der SED Vorteile brachte? (Mir waren die immer lieber, die das offen zugaben.) Im vierten Studienjahr wurde z.B. entschieden, wer ein Forschungsstudium bekam und wer nicht. Die Parteizugehörigkeit erhöhte die Chancen, denn es gab in vielen Sektionen eine gewisse Quote: so viele von den PromovendInnen mußten „dabeisein"; ich weiß das zur Genüge aus meiner Familie und von Freunden, die eben nicht „dabeiwaren" und abgelehnt wurden. Oft waren es die fachlich Mittelmäßigen, aber Parteizugehörigen, die sich qualifizierten.
Eva Schäfer verschweigt das Thema ihrer Dissertation. Worüber hat sie ge-

schrieben? Warum liegt die Arbeit „bis heute in den Schubladen"? Wegen ihrer Brisanz oder wegen ihrer Belanglosigkeit?

Und dann wurde Eva Schäfer „vermittelt": an die FDJ-Bezirksleitung Rostock. Niemand mußte eine FDJ/Partei-Karriere beginnen, der(die) das nicht wollte. Aber dann zu entdecken, daß die FDJ „von der Partei schon immer funktionalisiert" worden ist, klingt lächerlich. Gerade dazu – als „Kampfreserve der Partei" – war die FDJ doch gegründet worden und verstand sie sich selbst. Eva Schäfer tut so, als wäre hier die Partei und da die FDJ gewesen, letztere „kein realer Machtfaktor". Aber alle FDJ-Funktionäre waren doch in der Partei, aus der FDJ rekrutierten sich die Nachfolgebonzen (siehe Honecker und Krenz).

Den Beginn ihrer IM-Tätigkeit, ohne die als solche beim Namen zu nennen, verniedlicht Eva Schäfer: „Als einer der FDJ-Beauftragten der Stasi mir nach einem halben Jahr anbot (!?), sich in bestimmten Abständen persönlich mit mir auszutauschen, sagte ich zu – Mir schien es ein gleichberechtigter Austausch mit einem, der genauso dachte wie ich." (38) Ja, wenn das alles war? Wozu dann die ganze Empörung?

Eva Schäfer hat wissentlich als Spitzel gearbeitet, sie hatte einen Decknamen, bis heute ist sie verschiedenen Feministinnen die Antwort darauf schuldig geblieben, was sie über die DDR-Frauenbewegung berichtet hat, über einzelne Frauen.

Die Spur verläuft sich im Ungewissen: „Diese Gespräche, jeweils im Abstand von vier bis sechs Wochen gehörten zu meiner Zeit an der Rostocker FDJ-Bezirksleitung. Sie wurden noch sporadisch über einige Monate weiter geführt, als ich, an die Uni zurückgekehrt, die B-Dissertation über Frauenbewegung begann." (38)

Wie lange hat Eva Schäfer für die Stasi gearbeitet, was wollte ihr Führungsoffizier von ihr wissen, als sie wieder in Berlin war?

Auch hier beschönigt Eva Schäfer ihren Werdegang ein wenig. Meines Wissens hat sie nicht an der Uni, sondern an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED ihre Laufbahn fortgesetzt. Das ist ein Unterschied. Diese Akademie war verschrieen als „Kaderschmiede" der SED. Das heißt doch, Eva Schäfer ließ sich weiter „aufbauen".

Wie konnte sie das mit ihrer „humanistischen" Bildung vereinbaren, wie konnte sie das mit ihrem Feminismus vereinbaren?

Am Schluß schreibt Eva Schäfer: „Mein Weg ist der gegen die innere und äußere Verdrängung. Ist, zu benennen, was war."

Genau das hätte ich mir von ihr gewünscht. ♀

INFORMATIONEN

BERLIN:

Bundestags-Besucherinnengruppe

Für die Zeit vom 22.-25.11.1992 haben wieder 50 Frauen die Möglichkeit, sich in Bonn ein Bild von der Arbeit des Bundestages und der Bundesregierung zu machen, dort ihre Fragen los zu werden und mehr über das zu erfahren, was Frauen in anderen Bundesländern so machen und schaffen.

Wichtiger Hinweis: Für diese Besuchereinnengruppe kann Bildungsurlaub beantragt werden und die Kosten werden (bis auf die Anfahrtskosten nach Berlin) vollständig von der Bundesregierung getragen.

Wer teilnehmen möchte, meldet sich bitte im Unabhängigen Frauenverband an.

Kontakt:
UFV, Friedrichstr. 165,
O - 1080 Berlin, Tel.: 2291685 ♀

Frauenförderpläne und Quotierung

„Die richtigen Schritte auf dem Weg zur Gleichberechtigung?"
Bildungsseminar nicht nur für Frauen
vom 12.-16.10.1992

Diskussion zu folgenden Themen:
— Geschlechtsspezifische Benachteiligung auf dem Arbeitsmarkt
— Gleichstellung durch Recht? - Das Landesantidiskriminierungsgesetz
— „Ich will aber keine Quotenfrau sein!"
— Frauenförderung im Betrieb
— Hilfe aus Brüssel? - Frauengleichstellungsaktionsproramm der EG
— Autonomie - eine Alternative?
— Utopieentwürfe - ein Tag im Leben einer gleichberechtigten Gesellschaft

Bei Bedarf (bitte mit der Anmeldung bekanntgeben) wird eine Kinderbetreuung angeboten.

Teilnahmegebühr: incl. Verpflegung 50,- DM (erm. 25,-DM)

Anmeldung: Arbeit und Leben, Keithstr. 1-3, W - 1000 Berlin 30,
Tel.: 2119007

Stadtrundfahrt zur Geschichte der Frauenbewegung
Thematisch und zeitlich geht diese Tour von den Kartoffelunruhen Berliner Arbeiterfrauen 1846 bis zum Widerstandskampf der Frauen der Roten Kapelle während des zweiten Weltkrieges
4.10.92 - Fahrt durch Ostberlin
8.11.92 - Fahrt durch Westberlin
Abfahrt: 13.30 Uhr ab DGB-Haus, Keithstr. 1-3, 1000 Berlin 30
Gebühr: 18,-DM
Es werden Behindertenbusse eingesetzt!

Berlin - Schauplatz deutscher Geschichte
Vom Kaiserreich zum vereinten Deutschland
26.9.92, 24.10.92
Abfahrt: 13.30 Uhr ab DGB-Haus, Keithstr. 1-3, 1000 Berlin 30
Gebühr: 12,-DM

Frauenspaziergänge durch Berlin
Frauengeschichte unter dem „Schutt" der (Männer-)Geschichte aufspüren
19.9.92 - 14.00-15.30 Uhr: Vorgeschichte der Frauenbewegung
26.9.92 - 14.00-15.30 Uhr: Bürgerliche Frauen im Westen
10.10.92 - 14.00-15.30 Uhr: Verfolgte Frauen
17.10.92 - 14.00-15.30 Uhr: Frauen der Arbeiterinnenbewegung
Gebühr: 16,20 DM
Anmeldung für o.g. Veranstaltungen: Arbeit und Lernen e.V., Keithstr. 1-3, 1000 Berlin 30, Tel.: 2119007;
Engeldamm 70, 1020 Berlin, Tel.: 23121343, 27823768

Sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz - Ein Seminar nur für Frauen
Gespräche, Erfahrungsaustausch, juristischer und psychologischer Selbstschutz
Bildungsurlaubseminar
vom 21.9.-23.9.92, 9.00-17.00 Uhr
Gebühr: 30,-DM (erm. 15,-DM)
Wochenendseminar:
14./15.11.92, 10-14 Uhr
Gebühr: 13,50 DM
Anmeldung:
Arbeit und Leben e.V., Keithstr. 1-3, 1000 Berlin 30, Tel.: 2119007;
Engeldamm 70, 1020 Berlin,
Tel.: 23121343,27823678

FRIEDA-Frauenzentrum
Proskauer Str. 7, O - 1035 Berlin,
Tel.: 707 40 53
19.9.92, 19.00 Uhr - „Lila Pause": Gesprächsabend für Frauen und Männer: „Neue Väterlichkeit"
Gast: Jürgen Schlicker, Väteraufbruch für Kinder e.V.
20.9.92, 9-14.00 Uhr - Familien-Sonntagsfrühstück
22.9.92, 20.30 Uhr - Gesprächskreis: Frauen und Sexualität
24.9.92, 20.30 Uhr - Hexenkessel, Video und Gespräch:"Stärken der Frauen", Interviews mit Frauen über DDR-Frauen
27.9.92, 16.00 Uhr - Ausstellungseröffnung „Frauen und Knast", Beginn einer Veranstaltungsreihe zu diesem Thema
29.9.92, 17.00 Uhr - Ein Abend mit und für Ausländerinnen, Marina Kalmikowa (Liedermacherin)
30.9.92, 20.00 Uhr - Eröffnungsreihe der Ost/West-Diskussionsreihe: Gewalt gegen Frauen

Begine,
Potsdamerstr. 139, 1000 Berlin 30,
Tel.: 2154325
22.9.92, 20.00 Uhr - Der Mythos von der Überbevölkerung und was Ökologie und Feminismus damit zu tun haben
23.9.92, 20.00 Uhr - „PackÔmerÔs am KrawattÔl", Lesben/Frauen gegen den Weltwirtschaftsgipfel
24.9.92, 20.00 Uhr - „Nanyuma lehnt sich auf." - Videofilm
25.9.92, 20.00 Uhr - Kritik am weißen Feminismus - Konzept eines schwarzen Feminismus; mit Jose A.A.Maas
29.9.92, 20.00 Uhr - „Villa Courage" - internationales FrauenFlüchtlingshaus in Freiburg, Vortrag und Diskussion mit zwei Villa-Courage-Frauen

ACHTUNG -
Berliner Fraueninfothek ist jetzt in Dircksenstr. 47,
O -1020 Berlin, Tel.: 281 23 50
Das verborgene Museum,
Dokumentation der Kunst von Frauen e.V., Schlüterstr. 70, 1000 Berlin 12,
Tel.: 030/ 313 36 56
seit 20.8.- 4.10.92 —
Die Tänzerin Hilde Holger -
Ausstellung
4.10.92, 17.00 Uhr -
DIA-Vortrag, Prof. Dr. Renate Berger, „Moments can change your life" Tänzerinnen der 20er Jahre

zusammengestellt von Chris Karstädt

HOMOLULU - ein Festival lesbischer und schwuler Kultur- und Lebenswelten, das nur im Abstand von mehreren Jahren stattfindet.

In der Woche vom 2.-11.10. präsentiert die Edition Salzgeber im Berliner Filmkunsthaus BABYLON Mitte eine Reihe von Vorträgen, Diskussionsrunden und vielen alten, unbekannten oder ganz neuen Filmen.
24 Programme führen durch die internatonale lesbische und schwule Filmgeschichte. Zwei lange Nächte sind dem Experimentalfilm und dem Hardcore vorbehalten. In einer Matinee wird die Geschichte des lesbischen und schwulen Dokumentarfilms vorgestellt.
2.10.92, 18.00 Uhr - „Before Stonewall", Berühmter Dokumentarfilm von Andrea Weiss u.a. über das Leben von Lesben und Schwulen in den USA bis 1968
22.00 Uhr - Premiers der Kinofassung „Viel zuviel verschwiegen", Dokumentarfilm von Chris Karstädt und Anette v. Zitzewitz über lesbische Frauen verschiedenerGenerationen und unterschiedlicher Lebensformen in 40 Jahren DDR, Musik: Maike Nowak
3.10.92, 20.00 Uhr - Premiere „Verzaubert", Ein Dokumentarfilm von neun jungen Lesben und Schwulen aus Hamburg über das Leben von Lesben und Schwulen in den Jahren 1933-45 in Hamburg bis zur erneuten Verfolgung in den ersten Jahren der BRD
22.00 Uhr - Lange Nacht des lesbischen und schwulen Experimentalfilms
4.10.92, 11.00 Uhr Matinee: Geschichte des lesbischen und schwulen Dokumentarfilms
20.00 Uhr Deutsche Premiere: „Camerades in arms", Englischer Dokumentarfilm über Lesben und Schwule während des II. Weltkrieges in Großbritannien
5.10.92, 18.00 Uhr - „Viel zuviel verschwiegen"
10.10.92, 24.00 Uhr - Lange Lesbische FilmNacht
Nach den beiden Vorführungen, die wie alle empfohlenen Veranstaltungen im berliner BABYLON stattfinden, kommt „Viel zuviel verschwiegen" in die berliner Kinos. Im Oktober läuft der Film in der Brotfabrik Prenzlauer Berg, im Eiszeit Kreuzberg, im Klick Charlottenburg, im Sputnik Südstern. Danach geht der Film in andere Kinos in Ost- und Westdeutschland. Infos und Materialen über EDITION SALZGEBER, Tel.: 030 - 215 3209
PS. Am 5.10.92 beginnt die BERLINER LESBENWOCHE:
In diesem Rahmen gibt es am 6.10.92 um 19.00 Uhr eine Podiumsdiskussion zum Thema: „Lesben und Medien" (Ort?)
Filmeinsätze von „BeFreier und Befreite"- Krieg - Vergewaltigungen - Kinder, ein Film von Helke Sander
Berlin
ab 30.9.92 Babylon Mitte
ab 2.10.92 Zeughaus-Kino
ab 4.10.92 Filmpalast Berlin — Sonntags-11 Uhr-Matinee
ab 8.10.92 Filmbühne am Steinplatz
ab 8.10.92 Moviemento
ab 8.10.92 Brotfabrik
ab 8.10.92 Klick
Potsdam
5.und 6.10.92 Filmmuseum
Dresden
4. und 6.10.92 Filminitiative („Scheune")
Bremen
ab 1.10.92 CINEMA OSTERTOR
Hamburg
ab 21.10.92 METROPOLIS ♀
Hamburg
Einladung zur Tagung „Frauen und Erfolg" am 19/20.11.1992
Themen: Chancengleichheit für Frauen in Wirtschaft und Verwaltung, Karriere und Lebensplanung, Aktivitäten und Strategien von Unternehmen zur Integration von Frauen in Führungsetagen u.a.
Es referieren Fachleute, es gibt Kontakte und Kooperationen über eine Infobörse PLUS talkshow und Kulturprogramm
Ort: Patriotische Gesellschaft an der Trostbrücke
Gebühren: 520,-DM, inkl. warmes Büffet und Tagungsunterlagen
Anmeldung: „Personality Training", Ausschläger Weg 68, W-2000 Hamburg 26, Tel.: 040/25 74 57 ♀
Bautzen
7.-13.9.1992 Frauenwoche in Bautzen
Mit Informationsbörse, hier soll Frauenengagement vorgestellt werden. ♀
Hamminkeln-Dingden
Akademie Klausendorf, Klausenhofstr. 100, 4236 Hamminkeln-Dingden
30.9.-2.10.1992 - „Ich trau mich zu reden", Rhetorik-und Kommunikationsschulung für (Haus-)Frauen
Anmeldung: Tel.: 02852/89 326
Gebühren: 119,-DM, pro Kind 60,-DM
16.10.-18.10.92 - Gesundheitsfragen ausländischer Frauen und Mädchen in der BRD
Studienseminar für Multiplikatorinnen in der Ausländerarbeit und Interessierte
Gebühren: entfallen
Anmeldung: Tel.: 02852/89-326, 89-348 ♀
München
FRAUEN IN BESTER VERFASSUNG?
Ein Staat, der sich der Demokratie verpflichtet, darf nicht länger bei der Proklamation der Gleichberechtigung stehen bleiben. Ein einziger Artikel „Männer und Frauen sind gleichberechtigt" (Art.3 Grundgesetz) reicht nicht aus, um Frauen aus ihrer jahrhundertealten Benachteiligung zu befreien. Deshalb fordern wir neue Frauenrechte:

ANZEIGE

1. Der Staat fördert die gleichberechtigte Teilhabe von Frauen in allen gesellschaftlichen Bereichen.
2. Jede Frau hat das Recht zu entscheiden, ob sie eine Schwangerschaft austrägt oder nicht.
3. Frauen und Männer, die mit Kindern oder Pflegebedürftigen leben, haben Anspruch auf Schutz und Förderung durch den Staat.
4. Jede Frau hat das Recht auf sexuelle Selbstbestimmung. Der Staat schützt Frauen vor männlicher Gewalt.
5. Frauenarbeit wird nicht geringer bewertet und entlohnt als die des Mannes.
6. Das Recht auf freie Meinungsäußerung findet seine Grenzen dort, wo die Würde der Frau berührt ist.
7. Öffentliche Erziehung wirkt der Fixierung der traditionellen Geschlechtsrollen entgegen.
8. Frauen, die wegen ihres Geschlechts verfolgt werden, genießen politisches Asyl.

Die Gleichberechtigung muß auch in der Sprache der Verfassung zum Ausdruck kommen: sie soll klar machen, daß das Volk nicht nur aus Männern besteht!

Erst wenn wir eine solche Verfassung haben, sind FRAUEN IN BESTER VERFASSUNG!

Die gemeinsame Verfassungskommission führt am 24.9.1992 eine Vorbesprechung zum Thema Frauenrechte in der Verfassung durch.

Fordern Sie Rechte für Frauen, schreiben Sie an die Verfassungskommission (Bundeshaus, 5300 Bonn 1); Postkarten mit den Forderungen schicken wir Ihnen kostenlos zu.

Unterschriftenlisten einschicken an:
Humanistische Union, Bräuhausstrße 2, 8000 München 2,
Kennwort: Frauen ♀